

Lib. CCXX

unimut

BEITRÄGE ZUR BERUHIGUNG & AUFKLÄRUNG,
IN ZWANGLOSEN HEFTEN.

Zahl & Begriff

Von der (Un-)Möglichkeit des letzten Wortes

Die Universität, und zumal diese Universität, hat heute die Spitze im Auge. Die Spitze und die Exzellenz, nämlich das Herausragen der Spitze aus der Breite jener Vielen, zu denen niemand gehören will. Vielleicht – wer hätte es gedacht – gelten recht eigentlich *ihr* die folgenden Verse Rilkes:

ist das unmenschlich, daß zu dieser Spitze,
zu diesem kleinen dichten Spitzenstück,
zwei Augen wurden?

Offen bleibt zunächst, wie wir uns diese doch wohl etwas seltsame Spitze, von der Rilke spricht, vorzustellen haben. Unbeantwortet bleibt der Einwand, dass es hier doch gar nicht um die Spitze – oder den Splitter oder den Balken – *im* Auge geht (was selbst schon zweideutig ist), sondern Rilke spricht davon, dass zwei Augen selbst zu einer Spitze werden. – ?

Spitze heißt griechisch ›*kentron*‹, wovon wir unser Wort ›Zentrum‹ haben. Das liegt daran, dass man mit der Spitze des Zirkels das Zentrum des Kreises markiert, durch Einstechen der Spitze ein Zentrum fixiert.

Haben diese Bemerkungen irgendeinen Bezug zu dem im Titel angekündigten Thema, dem Verhältnis von Zahl und Begriff? Vielleicht müssen wir ganz anders anfangen.

Lernt man eine Sprache, dann lernt man irgendwann die Zahlwörter. Das macht uns keine Probleme, denn wir sind ja auch schon vorher ganz selbstverständlich mit Zahlen umgegangen. Und die Zahlen bleiben dieselben, auch wenn in einer anderen Sprache andere Zahlwörter sie ausdrücken. So wie die Begriffe dieselben bleiben, denen in einer anderen Sprache eine andere klanglich-schriftbildliche Gestalt – *vulgo*: ein anderes Wort – zugeordnet ist (es sei mir erlaubt, der Kürze halber so knapp und schematisch über einen verwickelten Sachverhalt zu sprechen).

Aber warum unterscheiden wir dann zwischen Begriffen und Zahlen? Und was unterscheiden wir, wenn wir diese Unterscheidung treffen? Zahlen, um die losen Fäden wiederaufzunehmen, verhalten sich zu Begriffen wie Zentren zu ihren ungezogenen (sic!) Kreisen. Zahlen sind durch ihren Wert fixiert. Der Zirkel sticht einen Punkt auf dem Papier: Die Zahl ist der auf einen Wert zugespitzte Begriff. Der Wert der Zahlen eins, zwei, drei etc. gibt jeder einzelnen von ihnen ihren exakten Platz in der Reihenfolge der Zahlen insgesamt. Er fixiert sie. Das Verhältnis zweier Zahlen zueinander lässt sich beschreiben durch die drei Beziehungen kleiner als ..., größer als ... oder gleich ... Und der jeweilige Wert der so verglichenen Zahlen legt dieses Verhältnis eindeutig fest.

Wie steht es um das Verhältnis zweier Begriffe? Begriffe sind nicht in einer Linie aufgereiht wie die Zah-

len, obwohl die Wörter im Wörterbuch auch dergestalt in einer Reihe aufgeführt sind. Überhaupt fällt es uns schwerer, etwas über Begriffe zu sagen als über Zahlen. Allerdings haben wir behauptet, die Zahl sei selbst eine Art Begriff.

Also fangen wir ein drittes Mal an: Wir haben doch schon die ganze Zeit in Begriffen gesprochen, Worte verwendet, eigene und zitierte. Wir – Ich und Sie, die Sie die Güte hatten, mir bis hierhin zu folgen (ich sieze Sie, weil wir uns kaum kennen) – haben uns in Begriffen bewegt, bis an den Punkt, wo wir jetzt stehen. Können wir diesen Punkt angeben? Vermutlich nicht genau. Wir können ihn jedenfalls nicht numerisch fixieren. Wir können auch nicht sagen, wie lange wir gegangen sind, um ihn zu erreichen. Dazu müssten wir doch wissen, von welchem Punkt aus wir losgingen.

Ich könnte – glauben Sie es mir – nicht einmal sagen, wie lange ich gebraucht habe, um beim Schreiben selbst – jetzt – an diesen Punkt zu kommen. Sowenig wie ich sagen könnte, wie viele Zeichen ich bis hierhin gesetzt habe, obwohl im Hintergrund mein Textverarbeitungsprogramm sie zählt, wie die Uhr die Zeit zählt. Uhr und Zeichenzähler schlafen nicht, während ich schreibe; aber ich bin nicht bei der Uhr an der Wand; noch nicht einmal bei dem blinkenden Cursor und den Buchstaben, die in seiner Vorwärtsbewegung verkettet werden und in seiner Rückwärtsbewegung ins Nichts ausgelöscht werden. Und doch bin ich im Zimmer, wo die Uhr an der Wand hängt, wo der Laptop auf dem Schreibtisch steht. Ich bewege mich auf meinem Stuhl, meine Finger bewegen sich über die Tastatur, aber ich bewege mich dabei: in Begriffen. Und Sie, lesend, bewegen sich gerade ebenso: in Begriffen. Lesend sind Sie jetzt im Text da, wo ich, schreibend, irgendwann vorher war (es sei denn, ich mache mich nicht verständlich und Sie sind sowieso mit den Gedanken woanders).

Wir folgen also seit wer weiß wie lange einem begrifflichen Zusammenhang – erinnern sie sich? – von Spitze zu Auge zu Zentrum zu Kreis zu Zahl zu Begriff und zurück zur Spitze, von der dann behauptet wurde, sie bilde die Figur des Verhältnisses von Zahl und Begriff, womit sich gewissermaßen ein Kreis schloss. Ein Kreis, um dessen Zentrum wir kreisen? Jedenfalls sind wir – gesetzt, Sie dürfen mir hierin trauen – dabei eher ziellos vorangetrieben, geschweift, geglitten: in Begriffen. Vermutlich wissen wir eben deshalb nicht, wo in den Begriffen wir gerade sind. Hätten wir Rechenschritte vollführt, wir sollten doch wohl in der Lage sein, über sie Rechenschaft zu geben. Andere könnten sie nachrechnen und uns einen Fehler nachweisen.

Aber wir haben nicht gerechnet, sondern – Sie können es mittlerweile nicht mehr hören – in Begriffen gesprochen. Wir sind nicht bei einem Zwischenergebnis einer Rechnung, sondern irgendwo im Text.

Weiter im Text: Wir haben erfahren, was man die Geschmeidigkeit der Begriffe oder besser noch ihre Lebendigkeit nennen könnte. Wir haben die Begriffe ihren Weg gehen lassen, wie die Äste eines Baums zu ihrer jeweiligen Gestalt wachsen und ihre Verästelungen bilden. Die Äste, bevor sie abgeholzt und zu Pfählen oder Pfeilen zugespitzt zum Werkzeug wurden. Sie merken, worauf ich hinauswill.

Wir arbeiten an einer Umwertung dessen, was nur unrettbar prosaische Gemüter bloß als das Manko der Begriffe gegenüber der Zahl kennen: Dass der Begriff nicht wie die Zahl einsticht und einen punktuellen Wert fixiert (*to pinpoint* sagt die englische Sprache sehr schön, die allerdings auch einige weniger schöne militärische Komposita bildet wie *pinpoint target*, *pinpoint attack*, *pinpoint bombing*). Dass das Geflecht der begrifflichen Zusammenhänge aus sich selbst heraus wächst, indem diese auseinander hervorgehen, bis daraus ein Text hervorgeht. Ein Wort gibt das andere – das müssen wir wörtlich nehmen – und das gibt den Text. Die Begriffe entfalten eine Eigendynamik, während die Zahlen das, was sie ausdrücken, fixieren, auf die Starre eines Wertes festlegen. Eben deshalb lassen sie sich und lässt sich das in ihnen Ausgedrückte so ungehemmt manipulieren. Solche Zahlenmanipulation heißt: Rechnen.

Rechnen, das tun wir nicht nur in Zahlen, sondern es rechnen z.B. auch Schachspieler an Stellungen: Wenn ich so ziehe, kann mein Gegner so und so reagieren, worauf ich wieder ... etc. pp. – je nachdem bis in welche Tiefe (um wieviel Züge in die Zukunft) das Rechnen zu dringen vermag. Rechnen meint hier: den tatsächlichen Verlauf gedanklich vorwegnehmen. Verrechnet hat man sich, wenn es anders kommt als man antizipiert hat. Die Rechenaufgabe hat eine Lösung, die das Rechnen trifft – wie die Pfeilspitze das Zentrum der Zielscheibe – oder verfehlt. Interessanterweise sind wir Zeitgenossen der Epoche, in der der Schachcomputer den menschlichen Schachspieler überholt hat: besser rechnet als er. Das Rechnen hat an sich diese Zweideutigkeit, dass es zwar genuin menschliches Vermögen ist, mittlerweile aber Maschinen, denen der Mensch das Rechnen erst einprogrammieren muss, in einem Bruchteil der Zeit und mit viel höherer Präzision rechnen als der Mensch selbst. Weil das Rechnen, das fixierende Anvisieren von Werten, das diese Werte gemäß den Rechenregeln zueinander in Beziehung setzt und umformt, diese unauflösbare Zweideutigkeit von menschlichem Vermögen und der Möglichkeit übermenschlicher Schnelle und Exaktheit an sich hat, *fragt* Rilke nach der Unmenschlichkeit der Spitze und deshalb belässt er es hierin auch bei der Offenheit einer unbeantworteten Frage.

Ceci n'est pas un point.

Es war eben diese Offenheit und Unbestimmtheit, die wir am Anfang an Rilkes Versen bemängelten oder bedauerten, es war die relative Vagheit der Begriffe gegenüber den Zahlen, die wir spürten, als wir uns mit einem zunächst dunklen und aus seinem ursprünglichen Zusammenhang gerissenen Fragment konfrontiert sahen. Der Begriff entzieht sich der Fixierung. Fixiert man ihn, dann gerinnt er zur Zahl. Zahlen sind entweder verarmte Begriffe – jedenfalls entspricht dem Wortschatz kein Zahlenschatz – oder auf ihre höchstmögliche Präzision getriebene, von ihrer Mehrdeutigkeit gereinigte Begriffe.

Das Rechnen trifft oder trifft nicht den richtigen Wert. Die Rechenaufgabe findet oder findet nicht ihre korrekte Lösung. Was der Begriff tut, das fiel uns leichter zu zeigen als zu sagen: Er zeigt, was er sagt. Er zeigt niemals eindeutig, sondern immer gebunden an *eine* Leseerfahrung die gesagte Sache irgendwie. Und lässt sich dabei anders lesen. Er charakterisiert sie, lässt sie irgendwie erscheinen, wirft ein Licht auf sie – das sind alles bestenfalls Annäherungen an das, was der Begriff tut, aber nicht und niemals dieses Tun festlegende Definitionen. Und nie lässt sich beim Leser Verständnis erzwingen, indem ein nachrechenbarer Lösungsweg zum Gesagten angegeben wird, den dann prinzipiell jeder begehen kann. Es ist wohl noch nicht einmal festgelegt, was hier eigentlich Verständnis und was Unverständnis, was Richtig- und was Falschverstehen wäre.

Das Rechnen kommt bei der richtigen Lösung (so es eine gibt) an ihr Ende. In Begriffen kommen wir an kein Ende – zumindest an keines, dass uns nicht wieder von selbst auf ein neues Ende verwies. So dass wir irgendwann überhaupt die Vorstellung eines Endes, des letzten Wortes, aufgeben. Das letzte Wort kann nur eine Zahl sein.

von Jakob Brüssermann

Wer schnappt schon nach der fütternden Hand oder sägt am Ast, auf dem er sitzt?

Wenn die Wirtschaft an die Uni kommt:

Zur Kooperation von Wirtschaft und Wissenschaft

Wirtschaft zahlt –
das Deutschlandstipendium

»Aufstieg durch Bildung« lautet das Motto des nun in die dritte (Jahres-)Runde gehenden Deutschlandstipendiums. Die Idee dazu war bereits Ende 2009 Teil des Koalitionsvertrags der derzeitigen Bundesregierung (man erinnere sich des hehren Titels »Wachstum. Bildung. Zusammenhalt.« und der dort formulierten Einsicht: »Der Bildungsaufstieg darf an den finanziellen Hürden nicht scheitern.«). Eingeführt wurde das Deutschlandstipendium dann zum Sommersemester 2011. Im Gegensatz zu anderen Hochschulen war die Universität Heidelberg von Anfang an mit dabei.

104 Studenten bekamen Ende 2011 im Rahmen einer feierlichen Veranstaltung in der Alten Aula das neue Stipendium überreicht. 32 mehr waren es 2012, verliehen wurde es diesmal in der Neuen Aula. Wie viele es in der diesjährigen Runde sein werden, ist noch ungewiss. Bis zu 435 Studenten *könnten* es sein, aber im Augenblick sieht es nicht danach aus, als würde die derzeitige Anzahl von 136 merklich überschritten. Bei etwa 29.000 Heidelberger Studenten ergibt das etwas weniger als ein halbes Prozent.

Die glücklichen Gewinner bekommen für ein Jahr (Verlängerung möglich) monatlich 300 € auf ihr Konto überwiesen – und das unabhängig davon, ob sie BAföG beziehen oder einem wohlhabenden Elternhaus entstammen. Es handelt sich um ein rein leistungsbezogenes Stipendium. Bei der Vergabe werden jedoch nicht bloß die Studien- oder Schulleistungen berücksichtigt (60%): Honoriert wird auch die außerakademische Leistung, bspw. es von einem Nicht-Akademiker-Haushalt an die Uni geschafft zu haben, neben dem Studium ein Kind alleine aufzuziehen (20%) oder sich ehrenamtlich zu engagieren (20%).

Finanziert wird das Ganze je zur Hälfte vom Bund und aus privater Hand. Letztere muss jede Uni für ihre Stipendiaten selber aufreiben. Erst wenn ein privater Financier sich bereiterklärt, monatlich 150 € zu zahlen, legt auch der Bund seine 150 € drauf.

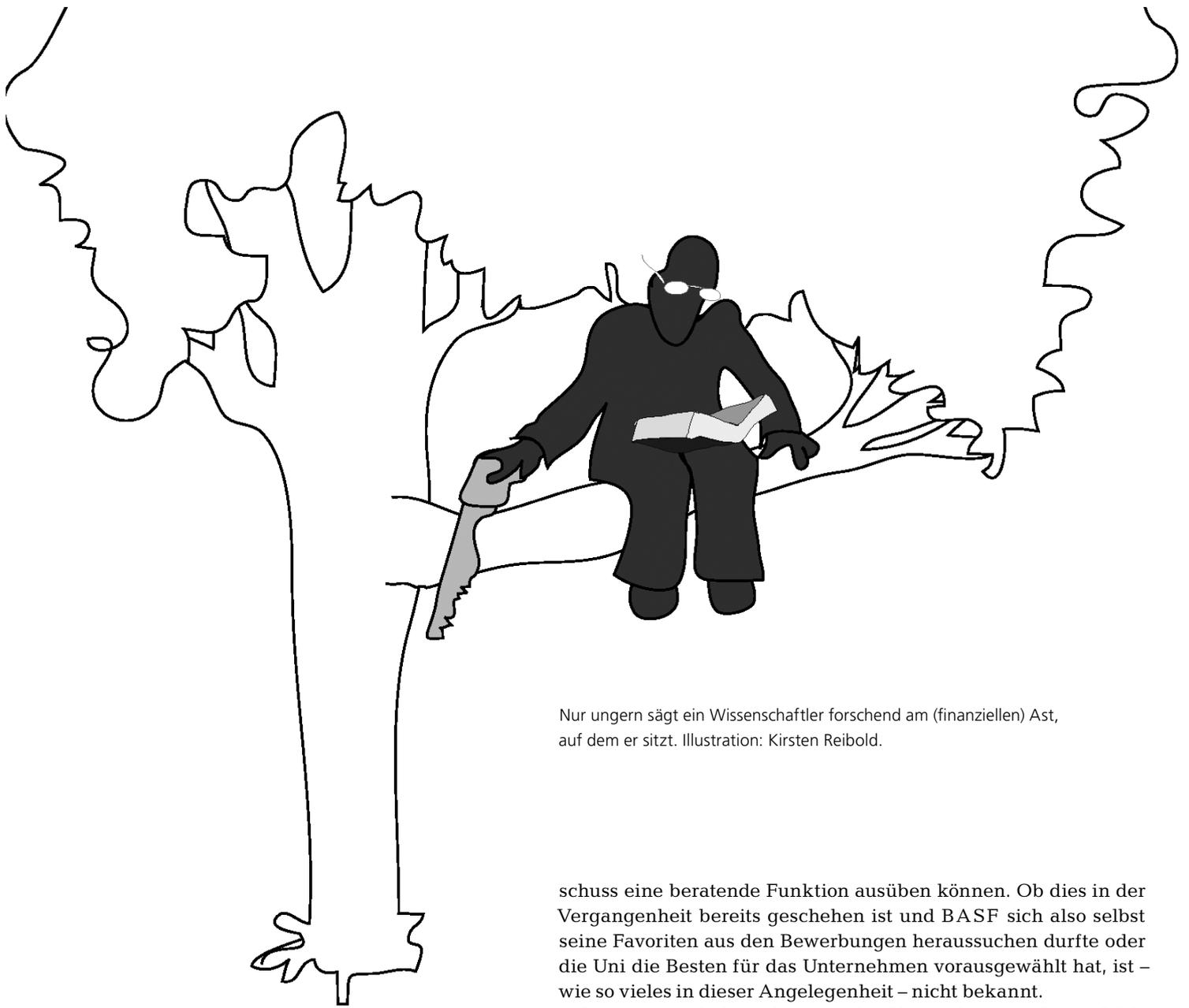
Diese 150 € *würde* er augenblicklich für bis zu 1,5% aller Studenten zahlen, bisher fehlt es aber deutschlandweit an privaten Geldgebern für die andere Hälfte (so spart der Bund praktischerweise gleich mit). *Wie genau* der derzeitige Bundesdurchschnitt von 0,4% »mittelfristig« auf das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) erklärte Ziel von 8% angehoben werden soll, steht in den Sternen.

Bei den meisten privaten »Förderern« handelt es sich indes nicht um Einzelpersonen, sondern in der Regel um regionale oder überregionale Wirtschaftsunternehmen (bzw. deren angegliederte Stiftungen) – in Heidelberg werden bspw. mind. 100 der 136 vergebenen Deutschlandstipendien von BASF (Chemie), SAP (Software), Agilent Technologies (Messtechnik), Bayer (Pharma), Clariant Produkte (Chemie), Boehringer Ingelheim Pharma (Pharma), Sparkasse Heidelberg, Santander Bank, Hans-Peter Wild (Wild-Gruppe, Geschmacksverstärker wie in Capri-Sonne & Co.) und der Karl-Schlecht-Stiftung (Vermögen aus Putzmeister Holding, Maschinenbau) finanziert.

Neben Hinweisen auf selbstlose Motive wie »Förderung von Talenten«, »gesellschaftlichem Engagement« und einem »Mehrwert für die Universität« lockt das Heidelberger Dezernat für Beziehungspflege auf seiner Fundraising-Seite Firmen mit Stichworten wie »Recruiting von High Potentials«, »Erweiterung Ihres Netzwerks«, »Imagegewinn« und nicht zuletzt »Steuervorteilen« an.

Um sicherzustellen, dass die Rekrutierung junger Talente als zukünftige Mitarbeiter auch funktioniert, können Deutschlandstipendien von den Unternehmen auch zweckgebunden vergeben werden. Das heißt, dass die privaten Geldgeber entscheiden können, aus welchem Studiengang oder Fachrichtung ihr künftiges akademisches Ziehkind stammen soll. 59,6% der Heidelberger Stipendienggeber entschieden sich in der laufenden Förderperiode für solch ein zweckgebundenes Stipendium. Aufgrund der wirtschaftlichen Schwerpunkte der fördernden Unternehmen (s.o.) kommt es hier zu einem recht ausgeprägten Ungleichgewicht zwischen den einzelnen Fachrichtungen und Wissenschaftsbereichen.

BASF möchte bspw. seine 30 Deutschlandstipendien nur an Chemiker, molekulare Biotechnologen, Pharmazeuten und Physiker vergeben wissen. Mit diesen pflegt der Konzern dann auch einen intensiven Austausch: verschickt weihnachtliche Präsentkörbe und lädt zu Werksrundgängen sowie Veranstaltungen mit Übernachtung im Hotel; darüber hinaus werden in einem betriebseigenen »Talent Pool« Praktika und Jobangebote in verschiedenen Abteilungen angeboten und vieles mehr. Offenbar hat man in Ludwigshafen erkannt, dass der Kampf um die bes-



Nur ungern sägt ein Wissenschaftler forschend am (finanziellen) Ast, auf dem er sitzt. Illustration: Kirsten Reibold.

ten Köpfe bereits an den Universitäten ausgetragen wird und dass man als Unternehmen gut daran tut, die Besten bereits während ihres Studiums anzufüttern. Gemessen an den Vorteilen sind die Ausgaben für die 30 – überdies als Spende steuerlich absetzbaren – Stipendien also *peanuts*.

Entsprechend lässt sich der Personalchef der BASF Hans Carsten Hansen auf der Heidelberger Deutschlandstipendien-Seite wie folgt zitieren: »Mit der Ruprecht-Karls-Universität, die sich unter anderem durch ihre hervorragenden naturwissenschaftlichen Fakultäten auszeichnet, pflegen wir eine enge und für beide Seiten bereichernde Beziehung, die wir mit unserem Engagement weiter vertiefen. Ebenso wollen wir Talente, die wir gezielt fördern, auf BASF als attraktiven Arbeitgeber aufmerksam machen.«

In der Satzung der Uni Heidelberg zur Vergabe der Deutschlandstipendien ist in §5,4 vorgesehen, dass private Mittelgeber im Stipendienauswahlaus-

schluss eine beratende Funktion ausüben können. Ob dies in der Vergangenheit bereits geschehen ist und BASF sich also selbst seine Favoriten aus den Bewerbungen herausuchen durfte oder die Uni die Besten für das Unternehmen vorausgewählt hat, ist – wie so vieles in dieser Angelegenheit – nicht bekannt.

Ganz anders hält es dagegen der Pharmakonzern Bayer. Während BASF in Heidelberg, Mannheim und Karlsruhe jeweils 30 Deutschlandstipendien gezielt nach Studienfächern vergibt, sponsert Bayer insgesamt 100 lose über die Republik verteilte und nicht zweckgebundene Stipendien. Unter den Heidelberger Bayer-Stipendiaten finden sich daher auch Geisteswissenschaftler. Dem Unternehmen geht es anscheinend tatsächlich vornehmlich um die Förderung von Talenten bzw. den gesellschaftlichen Imagegewinn.

Mehr schlecht als recht behebt das Deutschlandstipendium eines der großen Mankos unseres Bildungssystems: die herrschende Bildungsungerechtigkeit. Lediglich etwa 2% aller deutschen Studenten erhalten ein Stipendium, vergeben werden diese meistens von parteinahen oder konfessionellen Stiftungen – oder der rein leistungsbezogenen ›Studienstiftung des deutschen Volkes‹. Der Aufbau eines neuen und erweiterten Stipendiensystems war daher ein kluger Gedanke der Bundesregierung, zumal in keinem anderen europäischen Industriestaat laut BMBF die sozio-ökonomische Herkunft so stark über den Bildungserfolg entscheidet wie in Deutschland.¹ Ob es eine ebenso gute Idee war, bei der Privatwirtschaft anzuklopfen – und damit eine Abhängigkeit von deren Spendenbereitschaft sowie die Möglichkeit ihrer Einflussnahme zu schaffen – steht auf einem anderen Blatt. Wes Brot ich ess, des Lied ich sing.

1 <http://www.bmbf.de/de/6549.php>

Wirtschaft zahlt – die Stiftungsprofessur

Die Wirtschaft zur finanziellen Unterstützung der Universitäten heranzuziehen ist keinesfalls eine neue Idee, sondern wird (nach US-amerikanischen Vorbild) hierzulande schon seit einigen Jahrzehnten praktiziert – Tendenz steigend. Die ungenügende finanzielle Ausstattung der deutschen Hochschulen hat zu einer zunehmenden Bedeutung der »Drittmittel« geführt. Als Drittmittel werden alle nicht aus dem eigentlich zuständigen Länderetat finanzierten Gelder bezeichnet, so die projektbezogenen Mittel der »Deutschen Forschungsgemeinschaft« (DFG), die Gelder aus der Exzellenzinitiative des Bundes sowie alle von der Privatwirtschaft bereitgestellten Mittel.

Drittmittel, besonders jene aus der Wirtschaft, stehen regelmäßig unter dem Verdacht, die grundgesetzlich in §5 verankerte Freiheit von Forschung und Lehre zu unterlaufen bzw. zu gefährden. Die Grenze zwischen universitärer Grundlagenforschung und wirtschaftlicher Auftragsforschung droht zu verschwimmen.

Besonders viziös droht die Verflechtung von Wirtschaft und Wissenschaft zu werden, wenn nicht bloß einzelne Forschungsprojekte, sondern die Forscher selbst von Unternehmen (oder deren Stiftungen) gesponsert werden. Laut des »Stifterverbands für die deutsche Wissenschaft« werden derzeit etwa 1.000 Lehrstühle privatwirtschaftlich finanziert – 41% dieser Stiftungsprofessuren werden durch Unternehmen »gefördert«, die meisten davon in Bayern und Baden-Württemberg.

Durchschnittlich 1,3 Millionen Euro lässt sich die Wirtschaft eine solche i.d.R. fünfjährige Stiftungsprofessur kosten. Die meisten Lehrstühle werden im Bereich der Wirtschafts- (33,7%) und Ingenieurwissenschaften (21,2%) eingerichtet, aber auch Medizin und Gesundheitswissenschaft ist mit 10,6% neben den 14,6% für Naturwissenschaften / Mathematik / Informatik nicht gerade unbeliebt. Alle großen Pharmaunternehmen, Chemiekonzerne, Versicherungen, Automobilhersteller, Banken, Verkehrsbetriebe und viele mehr haben an deutschen Universitäten Stiftungsprofessuren eingerichtet.

Laut Recherchen der *Frankfurter Rundschau* vom 2. November 2011 finanzieren allein die führenden deutsche Atomkonzerne EnBW, RWE, Vattenfall und Eon etwa 30 Stiftungsprofessuren.² Das von denselben gemeinschaftlich finanzierte Energiewirtschaftliche Institut (EWI) der Universität Köln erstellte 2010 das Gutachten für die Zukunft der Energieversorgung in Deutschland für die Bundesregierung. Ob bei der Formulierung alles ohne Einflussnahme der Financiers oder Hintergedanken an die fütternde Hand geschah, bleibt offen ...

Ohne Stiftungsprofessur und sogar honorarfrei stellte in den vergangenen Jahren aber auch Dr.-Ing. Hartmut Lauer, seines Zeichens langjähriger Leiter des Atomkraftwerks Biblis, über ein paar Semester hinweg seine Expertise in der Wahlpflichtvorlesung »Kernenergie« für die Maschinenbau-Studenten der TU Darmstadt zur Verfügung. Besucher der Vorlesung bemängeln allerdings eine unausgewogene Behandlung des Themas. Seit diesem Semester wird die Vorlesung nicht mehr angeboten – ob dies mit dem Widerstand des Darmstädter AStAs oder an der Pensionierung des Herrn Lauer im Juni 2012 zusammenhängt, bleibt offen ...

2006/07 sorgte schließlich die Deutsche Bank für einen Skandal, als bekannt wurde, dass sie für die mehr als drei Millionen Euro, die sie bei der Einrichtung eines Lehrstuhls an der HU Berlin zusteuerte, auch einen direkten Einfluss auf die Forschung forderte – was natürlich nicht nur gegen den selbstauferlegten »Stiftungskodex« verstieß, sondern auch gegen den oben erwähnten Paragraphen unseres Grundgesetzes.

Erst jüngst eröffnete auch das zu einhundert Prozent von Google finanzierte »Alexander von Humboldt Institut für Internet und Gesellschaft« in Berlin seine Pforten. Ob sich dort jemand kritisch mit der Rolle des Geldgebers für Internet und Gesellschaft auseinandersetzt, bleibt offen ...

Der strukturelle blinde Fleck

Natürlich kann man nicht einfach unterstellen – und erst recht nicht pauschal –, dass Stiftungsprofessoren wissenschaftliche Ergebnisse willentlich verfälschen würden und bloße Marionetten ihrer Geldgeber darstellten, aber psychologisch entsteht in vielen Fällen sicherlich eine kognitive Einengung der Forscher, ein blinder Fleck, der zu selektiver Forschung führt. So werden eventuell wissenschaftlich interessante Fährten, die den Financier der Forschung am Ende vielleicht wirtschaftlich oder moralisch gefährden könnten, erst gar nicht eingeschlagen, was überhaupt nicht bewusst und in voller Absicht geschehen muss.

Wenn die wissenschaftlichen Interessen mit der Angst um die finanzielle Sicherheit kollidieren, entsteht das, was Psychologen eine »kognitive Dissonanz« nennen – die Unvereinbarkeit zweier Kognitionen (Wünsche, Absichten, Einstellungen, Meinungen). Auflösen lässt sich diese entweder durch eine Änderung auf der Handlungsebene – z.B. einer Kündigung der Zusammenarbeit. Viel öfter kommt es jedoch bei den betroffenen Personen zu einer unbewussten Änderung auf der Einstellungsebene: Der die »kognitive Dissonanz« hervorrufende Forschungsgegenstand erscheint plötzlich gar nicht mehr so interessant. Schließlich – und auch das gehört zur Freiheit der Forschung – muss man ja nicht immer jeder Fährte nachgehen. Offiziell angetastet wird die Freiheit von Forschung und Lehre natürlich durch die Finanzierung einer Professur aus der Privatwirtschaft nicht, das stünde auch in Widerspruch zu §5 unseres Grundgesetzes. Aber: Wes Brot ich ess ...

von Janina Reibold

Hochschulwatch

Gemeinsam mit der Antikorruptionsorganisation »Transparency International« sowie dem »Freien Zusammenschluss von StudentInnenschaften« hat die taz das Projekt »Hochschulwatch – Macht.Wirtschaft.Uni.« gegründet. Es sammelt Zahlen und Beispiele fragwürdiger Einflussnahmen der Privatwirtschaft an den deutschen Universitäten.
www.hochschulwatch.de
www.taz.de/Schwerpunkt-Hochschulwatch/!t174

² <http://www.fr-online.de/wirtschaft/stiftungsprofessuren-die-atomlobby-unterwandert-universitaeten,1472780,11089362.html>

Auf der Suche nach einer vergessenen Zeit:

Vier Beispiele zur Heidelberger Protestgeschichte 1969–1972

Heidelberg ist bei Besuchern für sein Schloss und seine historische Altstadt bekannt. Wirft man einen Blick auf die studentische Geschichte, so findet sich das beschauliche und »romantische Heidelberg« in der folkloristischen Erinnerung an Studentenverbindungen. Dagegen wissen heute nur noch wenige, dass Heidelberg in den 1960er und 1970er Jahren neben Berlin und Frankfurt eines der wichtigsten Zentren politischer Proteste war. Demonstrationen, etwa gegen den Vietnamkrieg, die Notstandsgesetze oder den Radikalenerlass, prägten über mehrere Jahre das Bild der Heidelberger Altstadt. Parallel dazu entstanden alternative Kunst- und Kulturprojekte, die teilweise bis heute nachwirken. Aber auch hier kam es zu terroristischen Anschlägen der Roten Armee Fraktion, die sich vor allem gegen die US-amerikanische Militärpräsenz in der Stadt richteten.

»Es wehte ein Hauch von Anarchie« – etwa durch Heidelberg?

Das Kunstfestival *intermedia'69*

Es begab sich eines Dezembertags im Jahre 1968, dass zwei Heidelberger Universitätsangehörige mit einer Passion für die Kunst die Schnauze voll hatten. Im Zeichen des sie umgebenden Generationsaufschreis der 1960er Jahre beschlossen sie – beide nicht der Typ SDS-»Bügerschreck« – ihren revolutionären Beitrag in der Heidelberger Kunstszene zu leisten. Während sich der Heidelberger Kunstverein mit seiner geplanten Ausstellung »Plastik der Gegenwart« auf der absoluten Höhe der Zeit zu befinden glaubte, zweifelten zwei seiner Mitglieder, der Jurastudent Klaus Staeck und der Historiker Jochen Goetze, an der Gegenwartsnähe der Exponate.

Es folgten ein Eklat im Beirat, der Austritt aus dem selbigen und die Konzeption einer alternativen Ausstellung. Sie sollte größer, vielfältiger und vor allem frei von institutionellen Vorgaben oder reaktionärer Kunstauffassung sein, mehr Festival als Ausstellung. Schnell einigte man sich auf ein Leitmotiv: *intermedia*. Es betonte die Fusion von Gattungen respektive die Sprengung eines in Kunst und Gesellschaft verbreiteten Schubladendenkens. In der Tradition der amerikanischen Fluxusszene sollte die Dreiteilung zwischen Kunstproduktion, Präsentation und Rezeption aufgehoben werden: keine im Elfenbeinatelier arbeitenden Künstler, sondern ein Aus- und Benutzen der schöpferischen

Kraft der Masse. Diese Ansicht kam nicht von ungefähr: In Düsseldorf hatten sich mit Joseph Beuys und Wolf Vostell Vorreiter des Fluxus etabliert. Die Resonanz in der *Avantgarde* war enorm, und so erschienen zur *intermedia'69* über 50 KünstlerInnen aus den verschiedensten Bereichen. Die Analogie zu Woodstock, die so mancher zog, lässt sich bereits beim Line-Up nachvollziehen: Werke damals noch unbekannter KünstlerInnen wie Christo, der das Amerikahaus verpackte, Jörg Immendorffs LIDL-Kollektiv, das sich in satirisch-sportlichen Wettkämpfen maß, oder die Musik der Band Guru Guru, sind heute weltweit gefragt.

Knapp 4000 BesucherInnen erlebten die Veranstaltung, die hauptsächlich am Klausenpfad, teilweise aber auch im Stadtzentrum stattfand, als starken Kontrast zum bürgerlichen Konzept einer Kunstaussstellung: Improvisation und Eigeninitiative anstatt eines minutiösen Vorgehens nach Programm oder der Vermittlung einer uniformen Botschaft. Staeck und Goetze hatten damit etwas so noch nie und in Heidelberg nie wieder Dagewesenes entstehen lassen: eine anarchische Spielwiese für experimentierfreudige, ambitionierte und talentierte KünstlerInnen, was – frei nach Beuys – so ziemlich jeder mal sein durfte.

von Felix Wenzel

»Amis raus aus Vietnam!«

Heidelberger Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg



Proteste gegen den Vietnamkrieg gelten heute als zentral für die »68er«-Generation. Besonders der Kriegseintritt der USA rief internationale Kritik hervor, die sich auch in Heidelberg durch zahlreiche Demonstrationen äußerte. Als besonders konfliktreich wurde eine solche am 13. Dezember 1969 bekannt, die durch die Hauptstraße zum Bismarckplatz verlief.

Das Heidelberger Tageblatt berichtete, dass die zunächst friedlich verlaufende Demo von Parolen wie »Ho-Ho-Ho-Chi-Minh« geprägt gewesen sei. Am Bismarckplatz seien dann erste Unruhen entstanden, als Studenten am Kaufhaus Woolworth die Flagge der vietnamesischen Freiheitsbewegung befestigten. Nachdem die Demonstration offiziell beendet worden war, so berichtete die Lokalpresse, sei eine Gruppe zum Amerikahaus, dem heutigen DAI, gezogen. Die Studenten zertrümmerten die Glastüren und verschafften sich gewaltsam Zutritt. Im Anschluss erfolgten weitere Verwüstungen im Amexo-Reisebüro, der Express-Banking-Cooperation und der American-Express-Bank. Diese Standorte verkörperten aus Sicht der Beteiligten den US-amerikanischen Imperialismus und Großkapitalismus. Die nächste Etappe stellte das Untersuchungsgefängnis Fauler Pelz dar, wo die Demonstranten die Freilassung eines Kommilitonen forderten, der am Vortag mit einem Molotowcocktail das Südasiensinstitut attackiert hatte. Dort kam es zum Zusammen-

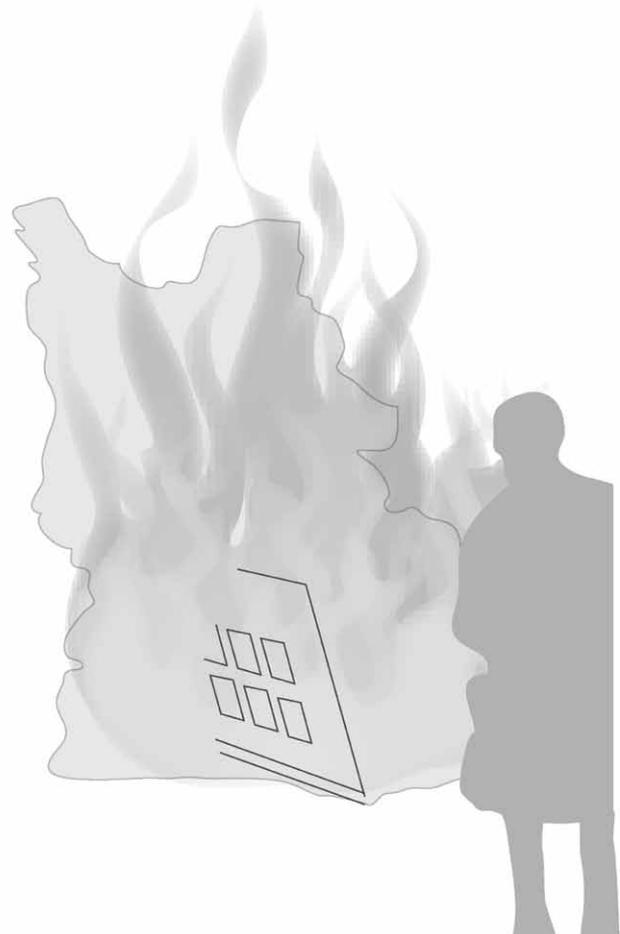


Illustration: Kirsten Reibold

stoß zwischen mit Schlagstöcken ausgerüsteten Polizisten und Steine werfenden Studenten.

Als Reaktion darauf verbot Rektor Werner Conze, an dessen Person und Biographie sich bereits Konflikte entzündet hatten, eine vom SDS organisierte Kundgebung, die im Hörsaal 13 der Neuen Uni stattfinden sollte. Die Studenten, die diese Veranstaltung besuchen wollten, reagierten darauf, indem sie sich Zutritt zur Uni verschafften und die Flügel der Eingangstür auf dem Uniplatz verbrannten.

Die Gründe für die Eskalation sind umstritten. Viele Studenten sahen in der Polizeigewalt den Beleg für einen autoritären und repressiven Staat. Auch das Verhältnis zur Stadtverwaltung um Oberbürgermeister Reinhold Zundel war konfliktrichtig. Darüber hinaus manifestierte sich aber auch die allgemeine Wut der jungen Generation auf die Politik von USA und Bundesrepublik und die unerfüllte Forderung nach der Beendigung des Vietnamkriegs.

von Susanne Jeck

Der Radikalenerlass:

Für viele »ein politisches Erweckungserlebnis«

Die am 28. Januar 1972 von Bundeskanzler Willy Brandt und den Ministerpräsidenten verabschiedeten »Grundsätze über die Mitgliedschaft von Beamten in extremen Organisationen« wurden zum Auslöser für zahlreiche Proteste. Mitgliedern und Förderern von sog. verfassungsfeindlichen Organisationen sollte der Zugang zum öffentlichen Dienst versperrt bleiben – zumeist waren Personen aus dem linken politischen Spektrum betroffen. Über die Verfassungstreue von Bewerbern informierte eine Regelanfrage beim Bundesamt für Verfassungsschutz.

Fühlten sich manche Studenten in Heidelberg durch linken Extremismus bedroht und begrüßten die Berufsverbote als Schutz vor dieser Gefahr, so sahen viele andere den Radikalenerlass selbst als Bedrohung und ihre freie politische Betätigung gefährdet. Der Verfassungsschutz trieb seinen Generalverdacht so weit, dass er sich die Listen aller Heidelberger Studenten inklusive sämtlicher Immatrikulationsangaben widerrechtlich verschaffte.

Zeitzeugen sprechen von einer Atmosphäre, die zur Verunsicherung geführt habe. Bemerkenswert ist, dass sich nicht nur Studenten gegen den Radikalenerlass einsetzten – eine Besonderheit im Vergleich zu anderen Konflikten. Ein Heidelberger Juraprofessor publizierte seine Kritik an der rechtlichen Legitimation des Erlasses. Der Künstler Klaus Staeck wies in seiner Graphik »radikalenerlaß« darauf hin, dass der Zugang von rechts in den öffentlichen Dienst weiterhin offen stehe (siehe Abbildung). Eine Demonstration auf dem Universitäts- und Bismarckplatz war einer der eindrucksvollsten Proteste: Etwa tausend Teilnehmer unterstützten dabei drei von Berufsverboten betroffene Heidelberger.

Zwar ist der Radikalenerlass selbst inzwischen Geschichte – die Regelanfrage wurde zuletzt in Bayern 1991 eingestellt. Die Frage jedoch, wann sich Zweifel an der Verfassungstreue auf die Zulassung zum öffentlichen Dienst auswirken, ist noch aktuell. Auch in der Erinnerung von Zeitzeugen (waren sie auch selbst nicht unmittelbar vom Erlass betroffen) verbleibt der Erlass als tiefer politischer Einschnitt und gilt für viele als politisches Erweckungserlebnis.

von Alexander Spannagel

Bekanntmachung

Betr.: Radikalenerlaß

Die Bevölkerung wird noch einmal darauf hingewiesen, daß die ehem. Mitgliedschaft in NSDAP, SA, SD, SS und im NS-Rechtswahrerbund einer Beschäftigung im öffentlichen Dienst nicht entgegensteht.



**Der Landesbeauftragte für
das Gefinnungswesen.**

Nach den großen Demos:

RAF-Anschläge in Heidelberg

1972 startete die RAF die sogenannte Mai-Offensive. Innerhalb dieses Monats verübten Kommandos insgesamt sechs Anschläge auf Institutionen des »Klassenfeindes«, die den Höhepunkt der terroristischen Aktivitäten der ersten RAF-Generation darstellten. Der letzte Bombenanschlag am 24. Mai 1972 galt dem Europahauptquartier der US-Army in Heidelberg. Drei Armeeangehörige kamen ums Leben.

Die Terroristen bezeichneten den Anschlag als Antwort auf den Bombenteppich über Vietnam. Das vom »Kommando 15. Juli« verfasste Bekenner schreiben, das anonym an die Deutsche Presse-Agentur geschickt wurde, forderte die Einstellung der Bombardierungen auf Vietnam mit dem Argument, dass die amerikanische Luftwaffe dort mehr Bomben abgeworfen habe als im Zweiten Weltkrieg über Deutschland und Japan insgesamt. In dem Schreiben wurde die antifaschistische Haltung deutlich: »Das ist Genozid, Völkermord, das wäre die Endlösung, das wäre Auschwitz.« Die Rote Armee Fraktion verglich die US-amerikanische Außenpolitik mit dem Nationalsozialismus, den Viet-

namkrieg stellte sie in eine Reihe mit dem Holocaust. Durch diese Positionierung nutzte sie den Faschismusbegriff und die NS-Vergangenheit gezielt, um den Feind anzuprangern. Das Heidelberger Beispiel zeigt, wie in der Bundesrepublik die Kritik an Imperialismus, Kapitalismus und den damaligen Kriegen mit der noch kaum aufgearbeiteten NS-Vergangenheit in Verbindung gebracht wurde.

Der Anschlag auf das US-Hauptquartier war jedoch nicht die einzige terroristische Handlung in Heidelberg: 1981 feuerte eine Gruppe um Christian Klar in der Nähe des Karlstorbahnhofs mit einer Panzerfaust auf das Auto von Frederick James Kroesen, damaliger Oberbefehlshaber der US-Landstreitkräfte in Europa. Das »Kommando Gudrun Ensslin« traf nur den Kofferraum, Christian Klar wurde ein Jahr später verhaftet.

von Julia Eibenstein

Neben vereinzelt Radikalisierungen mischte die Heidelberger Spontiszene in den 1970er Jahren bestehende Strukturen der Linken und des Bürgertums auf. Mit unkonventioneller Kreativität und namensgebender Spontaneität führten sie die Protesttradition fort und gestalteten das heutige Stadtbild Heidelbergs mit. Ein studentisches Forschungsprojekt am Historischen Seminar befragt nun Zeugen zu dieser Zeit.



Der ausgebrannte Kofferraum des Dienstwagens von F. J. Kroesen, Oberbefehlshaber der US-Landstreitkräfte in Europa (15.9.1981).

Ein neues Collegium Academicum für Heidelberg?!

Studentische Freiräume, Selbstverwaltung und Kritische Wissenschaft sind in Heidelberg, wie leider in fast allen Universitätsstädten in Deutschland, Randerscheinungen. Das war nicht immer so. In Heidelberg gab es bis Ende der 70er Jahre neben etlichen politischen Gruppierungen, sozialen und kulturellen Projekten auch ein selbstverwaltetes Wohn- und Kulturprojekt für Studierende, das Collegium Academicum (vgl. Unimut 1/2013).

Das Collegium Academicum bot reichlich Raum für Kritische Wissenschaft, studentisches Leben sowie politische und kulturelle Veranstaltungen. Als Institut der Universität bereicherte es den wissenschaftlichen Diskurs und die Bildung der Studierenden über die jeweiligen Fachinhalte hinaus. Der Anspruch der Bewohner*innen an sich selbst und das Projekt lautete »Leben, Arbeit und Kultur so zu verwirklichen, dass sich ein kritisches Verhältnis zu den gesellschaftlichen Zuständen entwickeln kann«. Das Collegium Academicum befand sich im Carolinum, dem heutigen Sitz der zentralen Universitätsverwaltung. Mit der Räumung des Collegium Academicum am 6. März 1978 ging dieses selbstverwaltete Kulturzentrum ersatzlos verloren. Damit verringerten sich nachhaltig die Möglichkeiten studentischer Selbstverwaltung, Politik und Kultur.

An diesem Defizit möchte nun eine studentische Initiative ansetzen und in Heidelberg ein neues Collegium Academicum mit modernen Ideen sowie bewährten Konzepten etablieren. Die Initiative geht hauptsächlich auf Studierende zurück, die in der Plöck in einem Haus wohnen, das vom Nachfolgeverein des ehemaligen Collegium Academicum gemietet wird. Das geplante neue selbstverwaltete Wohnheim für 200 Studierende soll in einem Teil der durch den Abzug des US-Militärs freiwerdenden

Gebäude im *Mark Twain Village* gegründet werden. Dort wollen die Studierenden das Wohnen mit einem nachhaltigen Lebensstil, interdisziplinärem Lernen sowie politischem und kulturellem Engagement verknüpfen. Zusätzlich wird die basisdemokratische Selbstverwaltung des Wohnheims ein Erfahrungs- und Lernprozess sein, in dem moderne Demokratie gelernt und gelebt werden kann.

Der Kern des neuen Collegium Academicum wird ein Bildungskonzept sein, das neben einem Vorstudium (Propädeutikum) und einem Tutor*innenprogramm vor allem projektbezogenes Lernen in den Vordergrund stellt. Diese Projekte sollen von den Studierenden selbst gewählt werden und einen Anwendungsbezug haben, damit die Beschäftigung mit einem Thema zu einer konkreten Gestaltung des eigenen Umfelds führen kann. In dem neuen Collegium Academicum soll es deshalb Raum für studentische Gruppen, Initiativen und Start-Ups geben, damit diese ihre Ideen entfalten, kontinuierlich arbeiten und für den Stadtteil und die Gesellschaft gestalterisch tätig sein können.

Von der Vision bis zur Realität gibt es noch viele spannende und wichtige Aufgaben. Dafür braucht es noch Unterstützung. Hast Du Lust dich einzubringen und das Projekt mitzugestalten? Das gesamte Konzept, weitere Informationen sowie Kontaktmöglichkeiten sind unter www.collegiumacademicum.de zu finden.

von Simon Kaufmann



Resolution für die Erhaltung des CA

Bei der Veranstaltung zur Vorbereitung des Russell-Tribunals am 18.2.78 in der Heidelberger Stadthalle beschlossen die dort Anwesenden mehrheitlich folgende Resolution für die Erhaltung des Collegium Academicum:
"Das Collegium Academicum, selbstverwaltetes Studentenwohnheim in der Heidelberger Altstadt, soll nach dem Willen des Rektors der Universität Heidelberg zum 28.2.1978 aufgelöst werden. Mit dem CA soll eine Einrichtung verschwinden, die bisher - 130 Studenten die Möglichkeit gibt, billig und weitgehend unabhängig von Gängelung dort zu wohnen und

Tausenden von Leuten ermöglicht, sich in kleineren und größeren Versammlungsräumen zu treffen. Jetzt sollen die 130 Bewohner auf die Straße fliegen, in die Wohn- und Versammlungsräume will die Zentrale Universitätsverwaltung einziehen. Die Stellung von Ersatzwohnraum für die verlorenen Wohnplätze und Kommunikationsmöglichkeiten ist nicht vorgesehen und in dem Ausmaß, wie sie das CA bietet, auch nicht annähernd möglich, weder in der Altstadt noch

Das CA bleibt, wie + wo es ist!

Am 28. Februar, in 10 Tagen also, soll das CA endgültig geschlossen werden. An der juristischen Front

Entsprechend war das Bildungskonzept auf möglichst breiten Austausch mit Professoren angelegt,

mals das CA mit seiner Selbstverwaltung Unbehagen bereitete, war ein gewisser, damals noch unauf-

Flugblatt wenige Wochen vor der Räumung des Collegium Academicum am 6. März 1978.

Wege zum Buch.

Von freien Künsten und digitalen Abgründen.

Heidelberg ist eine Bücherstadt: Bibliotheken, öffentliche Buchregale und Antiquariate an jeder Ecke. Plakate kündigen Lesungen an, wohin man schaut. Heidelberg will ein Literaturhaus, will sogar *City of Literature* werden und eben erst haben die *Heidelberger Literaturtage* ihre Zelte auf dem Universitätsplatz wieder abgeschlagen. – Wie aber sieht es mit den Buchhandlungen aus? Die ehemalige Universitätsbuchhandlung *Ziehank* wurde *lehmanns.de*, *Jokers* und *Thalia* dominieren die Hauptstraße. Die kleineren Buchhandlungen dagegen haben Schwierigkeiten, sich zu behaupten. Das liegt nicht zuletzt am Geschäftsgebaren des Amazonkonzerns.

In der letzten Ausgabe berichtete die *unimut* zum wiederholten Male darüber, dass Amazon die Zielgruppe Student fest im Blick hat und sie mit freundlicher Unterstützung der UB Heidelberg gezielt anfüttert. Nachdem der Kundenfang über den HEIDI-Katalog noch mit dem Feigenblatt der angeblichen besseren »Sichtbarkeit« der Suchergebnisse (als ob man vorher *nichts* gefunden hätte) bedeckt wurde, wirbt Amazon jetzt auch *offline* bei den Studenten vor Ort offensiv mit Flyern.

In letzter Zeit finden sich sowohl im Marstall als auch in der Triplexmensa Flyer »exklusiv« für Studenten, die für den Einkauf bei Amazon werben. Das Studentenwerk lässt an dieser Stelle ausdrücklich darauf hinweisen, dass das Verteilen von Amazon-Werbematerial in den Mensen verboten ist und umgehend gemeldet werden soll. Eine Ausnahmegenehmigung des Studentenwerkes für das Verteilen von Amazon-Werbung lag – offenbar anders als im Fall der UB – nicht vor. Dennoch: Für Amazon, so scheint es wenigstens, gelten manche Regeln nicht, oder zumindest scheint Amazon zu glauben, sich um derartige Quisquilien nicht sonderlich scheren zu müssen.

Wie der Amazonkonzern versucht, sich ein Monopol zu verschaffen

Amazon versucht u.a. dadurch sich ein Monopol zu verschaffen, dass der Konzern in den Verträgen mit den Verlagen bis zu 65 % Rabatt erzwingt. Viele kleine Verlage können sich das nicht leisten und haben die Zusam-

menarbeit mit Amazon bereits gekündigt: Sie liefen Gefahr, bankrott zu gehen. Da aber viele Kunden mittlerweile glauben, Bücher, die nicht bei Amazon auffindbar seien, existierten gar nicht im Handel, geraten viele Verlage in ein existenzgefährdendes Dilemma.

Monopolist wird Amazon zunehmend auch, indem der Konzern fragwürdige Geschäftspraktiken fördert oder wenigstens duldet. So weist Amazon jede Verantwortung für den Verkauf raubkopierter Bücher auf seiner Plattform von sich. Was im normalen Leben den Straftatbestand der Hehlerei darstellt, scheint für Amazon kein Problem darzustellen, solange es selbst daran mitverdient. Genauso gleichgültig scheint es dem Konzern zu sein, ob private Händler sich weigern, Rechnungen auszustellen, was den Verdacht schürt, dass es sich bei vielen dieser Händler gar nicht um private, sondern um gewerbliche Verkäufer handelt, die das Finanzamt umgehen wollen.

Es hilft Amazon zudem, dass eben erst verlegte Titel schon am Tag nach dem Erscheinen – oder sogar am Tag davor – als Mängel Exemplare bzw. »gebraucht« bei Amazon-Händlern angeboten werden, eingeschweißt, unbeschädigt und druckfrisch. Nicht umsonst hat sich der Amazonkonzern die antiquarischen Verkaufsverbände ZVAB und *abebooks* einverleibt. Nicht nur durch kostenlosen Versand, auch durch das Anbieten von neuen Büchern zu einem, um wie wenig auch immer, reduzierten Preis lässt sich die gesetzlich festgeschriebene Buchpreisbindung umgehen – mit fatalen Folgen für den Einzelhandel.

Dadurch, dass Amazon in Deutschland so gut wie keine Steuern zahlt, sondern seinen Sitz im Steuerparadies Luxemburg hat, kann Amazon sehr erfolgreich wirtschaften. Das aber hat den Effekt, dass die Erträge aus Umsatz- und Gewerbesteuer, die aus den Erträgen des lokalen Einzelhandels in die Kassen der Kommunen fließen würden, erheblich sinken. In England und Frankreich regt sich gegen diese Praxis bereits öffentlicher Protest. Hierzulande dagegen beginnt sich ein kritisches Bewusstsein gegenüber Amazon erst langsam zu entwickeln.

Dass die Arbeitsplätze, die der Amazonkonzern in Deutschland schafft, gelinde gesagt, meist prekärer Natur sind, dürfte mittlerweile allgemein bekannt sein. Vor wenigen Wochen gab es den ersten Streik der Amazon-Beschäftigten, um den Konzern dazu zu bewegen, den Tarifvertrag für den Einzel- und Versandhandel anzuerkennen. Amazon orientierte sich bisher lieber an der viel günstigeren Bezahlung in der Logistikbranche. Letztes Jahr hat Amazon übrigens in Lagerroboter investiert. Die haben den Vorzug, dass sie sich nicht in Gewerkschaften organisieren.

Der Amazonkonzern ist der größte Einkaufsdatensammler überhaupt und verkauft seine Erkenntnisse auch munter weiter. Das ist so lukrativ, dass sich damit die Handelsgeschäfte subventionieren lassen. So werden z.B. die sogenannten »elektronischen Lesegeräte« gezielt mit Verlust ver-

kauft, um sich einen zukünftig gewinnträchtigen Markt zu schaffen. Seine wirtschaftliche Effizienz verdankt Amazon zu einem großen Teil der Ausbeutung jener riesigen Datenmengen, die ihm die Kunden *nolens volens* zur Verfügung stellen.

Schließlich verschafft sich Amazon ein Quasimonopol, indem der Konzern – zumindest gibt es in der Presse vorgetragene Vermutungen in diese Richtung – mit der Post exklusive Verträge abschließt, die sicherstellen, dass Amazonsendungen bevorzugt expediert werden – obwohl Amazon weniger für seine Sendungen bezahlt als die Einzelbuchhändler. Deren Sendungen wiederum brauchen dann um ein Vielfaches mehr, bis sie beim Besteller ankommen. Vielleicht aber ist es ökologisch auch gar nicht sehr sinnvoll, sich alles frei Haus liefern zu lassen: Der schlechte Zustand vieler Straßen dokumentiert die Auswüchse des Versandhandels eindrücklich. Wofür nochmal hat man es Füße – und Buchhändler vor Ort?

Die Buchhandlung *artes liberales* am Kornmarkt

Eine Buchhandlung, in die man gerne geht, zeichnet sich dadurch aus, dass interessante Bücher in den Regalen stehen (nicht bloß *Bestseller*), die man in die Hand nehmen, aufschlagen und durchblättern kann, und dass auch ein Buchhändler zugegen ist, der fachkundig berät – der nicht wie Amazon immer nur vorschlägt, was algorithmisch am nächsten liegt. Und ist ein Buch mal nicht im Laden, kann auch jeder Buchhändler Bücher bestellen (das hat Amazon nicht *erfunden*), die man am nächsten Tag, beim täglichen Gang durch die Stadt, abholen kann.

Vor kurzem hat der Philosoph und Philologe Clemens Bellut, der zuvor an der Zürcher Hochschule der Künste am Institut für Designforschung lehrte, seine Buchhandlung *artes liberales* am Kornmarkt eröffnet – dabei hat innerhalb der letzten zehn Jahre nahezu ein Viertel der inhabergeführten Buchhandlungen in Deutschland dicht gemacht. Der Laden will nicht nur eine gutsortierte philosophisch-literarische Buchhandlung sein, in der es dem Besitzer schwer fällt, die handverlesenen Bücher wieder ziehen zu lassen, er soll sich auch zu einem Ort des Gedankenaustausch und Streits entwickeln.

Als »philosophische Studien- und Forschungsinitiative« soll *artes liberales* ein Ort für Kolloquien, Vorträge und Debatten werden. »Philosophisch« ist dabei nicht als sich auf die Philosophie begrenzend zu verstehen, sondern vielmehr in dem Sinne, dass die Studien- und Forschungsinitiative in engem Austausch mit den geisteswissenschaftlichen, den kunst- und musikbezogenen sowie den naturwissenschaftlichen Disziplinen steht.

Der Laden knüpft dabei an die Anfänge der Institutionalisierung akademischen Lebens vor der Universität an und will so den Grundstein zu einer Akademie der freien Künste legen. Dazu steht Bellut in



Kooperation mit verschiedenen Kneipen und Cafés, dem Heidelberger Referat für Kreativwirtschaft und dem DAI. Eine solche Akademie will die eingeschliffenen Strukturen, die Abhängigkeit von politischen und wirtschaftlichen Einflüssen der akademischen Institutionalisierung meiden und dadurch einen Raum eröffnen, der für jedermann zugänglich ist und Disziplinengrenzen, ausgehend von konkreten Fragestellungen, überwindet.

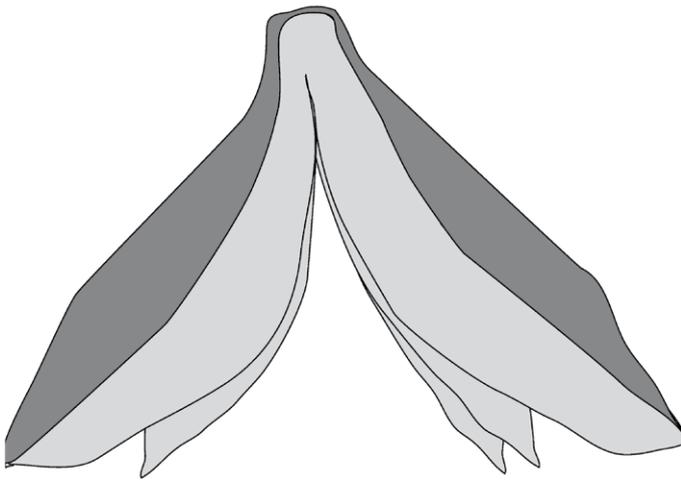
Dass eine solche Buchhandlung einer Stadt Geist einhauchen kann, zeigte eindrucksvoll die Eröffnung von *artes liberales* am Pfingstsamstag, die den Kornmarkt belebte, wie es der Platz selten gesehen hat: mit Musik, Wein und Gespräch. Er wurde zu einem Ort der »Inspiration und Konspiration«, wie Bellut in seiner Eröffnungsrede die mit dem Buchladen verknüpfte Hoffnung formulierte. Das soll auch in Zukunft so bleiben: Gemeinsam mit dem *Café Grano* öffnet sich die Buchhandlung zum Platz hin und lädt zum Verweilen ein.

Läden wie *artes liberales* sind für die freie Literaturszene wichtig, denn die Bücher unbekannter Autoren, die in kleinen Verlagen erscheinen, brauchen diese Buchhandlungen als Vertriebsplattform, brauchen mutige Händler, die auch für Unbekanntes werben, indem sie es ins Schaufenster stellen und so bisher randständige Literatur fördern. Nicht nur zu Literatur, auch zu Philosophie, Kunst und Politik lässt sich jetzt am Kornmarkt gemütlich stöbern.

Auch kann man hier grundsätzlich jedes Buch und jeden digitalen Datenträger bestellen – auch schwierig zu beschaffende, zu deren Bestellung die Recherche des Buchhändlers notwendig ist. Bestellungen können persönlich, telefonisch, per mail oder über die Homepage (ArtesLiberales.Name) getätigt werden, sowie über das allgemeine Buchhandelsportal (buchhandel.de). Dieses Portal ist für die deutschsprachigen, lieferbaren Titel sogar ergiebiger als Amazon: mit dem zusätzlichen *Surplus*, das neben dem Versand auch die Abholung im nächstgelegenen Buchladen angeboten wird.

Kluges Sortiment und fachkundige Beratung gehen im *artes liberales* Hand in Hand. Amazon dagegen ist völlig gleich, was es verkauft (wer kauft sein Waschmittel noch nicht bei Amazon?), der Buchhändler aber trifft eine Auswahl, entscheidet, was er in seinem Laden haben möchte und was nicht. Das Angebot ist durch sein kritisches Urteil hindurchgegangen und nicht durch einen Algorithmus. Genau das macht gezieltes Stöbern möglich: Man entdeckt Bücher, die man beim Klicken mit eingeschränktem Blickwinkel so nie gesehen hätte. Und, wer weiß, vielleicht trifft man sogar Menschen, solls ja geben, die gesprächiger sind als der keuchende Postbote mit dem Paket unterm Arm.

von Gregor Babelotzky



Ein Literaturhaus für Heidelberg – ? – !

Räume für Literatur.

Heidelberg hat sich im Zuge des UNESCO-Wettbewerbs *city of literature* dieses Jahr um den Titel »Literaturstadt« beworben. Aufgrund dieser Bewerbung und der gleichzeitigen Schließung des Kinos *Harmonie Lux* (siehe Seite 20) im Wormser Hof in der Hauptstraße entstand die Idee, diese Räumlichkeiten kulturell zu nutzen: als Literaturhaus. Geplant ist nicht etwa ein Literaturhaus im Sinne eines Leseveranstaltungsortes: dafür gibt es bereits das DAI. Es soll vielmehr Wohnraum für Stipendiaten geschaffen werden, Räume für Schreibwerkstätten und vor allem ein Literatur-Museum, das dem Erbe der Stadt als »Stadt der Romantik« gerecht werden soll und das zur Dokumentation des gegenwärtig Entstehenden dienen kann.

Zu dieser Frage findet Ende Juni ein Workshop statt, bei dem darüber diskutiert werden soll, was mit dem Gebäude geschehen wird. Eingeladen sind die sogenannten »Kulturschaffenden« der Stadt. Wer das ist? Jedenfalls sind es nur Wenige; so ist es immer bei Institutionalisierungen.

Braucht es eine weitere Institution? Es müsste eine sein, die sich als Zentrum eines lebendigen, also offenen Netzwerks begreift. Die sich als Fürsprecher versteht für Orte und Bewegungen, die neben den Institutionen entstehen. Hier sind Projekte von *Protective Circle*, *Es lebe der König*, *die gasse* und das Palais Richer, die *KunstKüche* und der Romanische Keller zu nennen. Es sind vor allem solche Initiativen, in denen sich studentisches Leben mit der Stadtkultur auseinandersetzt, wie auch im Fall des kurz vor der Wiedereröffnung stehenden Trafohauses.

Welchen Kulturbegriff soll eine Stadt pflegen? Die Stadt ist ihre Kultur – die Kultur wird von Menschen gemacht, die in ihr leben. Und eine Literaturstadt hat viele Plätze, an denen Literatur stattfinden und gelebt werden kann. Was gebraucht wird, sind lebendige Zugänge und Veranstaltungen, die Aufweichung der Grenze zwischen Institution und Straße. Denn: Ist nicht allein die Sprache das Haus der Literatur?

von Katharina Kohm

Ein Haus für Literatur.

Wenn ich die Heidelberger Hauptstraße durchquere – Flanieren ist hier nicht möglich –, müssen meine Reizfilter auf Hochtouren laufen, um Kultur zu erfassen. Der Blick muss sich an die oberen Stockwerke der Fassaden heften, um Architektur wahrzunehmen. Auf meiner inneren Stadtkarte müssen Museen und Theater mit Warnkreuzen versehen sein, damit ich nicht vorbeistürze.

Immerhin: Die Altstadt ist ein einziges Freiluftmuseum: für Handelsketten-Kommerz. Insbesondere die Hauptstraße wird dominiert von Filialen, wie man sie in Innenstädten überall auf der Welt finden kann; da ist die Stadt der deutschen Romantik auch nicht anders als Dortmund, Duisburg oder Delmenhorst. Also bietet sie zumindest Anschauungsmaterial zur Reflexion über die gegenwärtige Kaufrauschdekadenz. Will ich mich mit anderen darüber austauschen, suche ich Cafés und Kneipen in der zweiten, dritten Reihe der Stadtopographie auf. Mit einem Gefühl von Frust und Ohnmacht.

Das Literaturhaus in der Hauptstraße böte die Chance, dem Kommerz ein wenig Raum im Stadtbild abzutrotzen. Und diese sollte man nutzen. Auch um vielleicht eine andere Art von Besuchern in die Stadt zu locken als die üblichen Busladungen japanischer und amerikanischer Touristen auf Fotosafari durch Europa. Aber vor allem, um den Bürgern der Stadt einen Ort zu geben, an dem man nicht vorbeiflüchtet, sondern an dem man verweilen möchte, an dem man auf Menschen trifft, die eine Leidenschaft pflegen: die Literatur.

Ein Literaturhaus könnte einen Motivationsschub bedeuten für alle Kunst- und Kulturschaffenden – weil ihnen gezeigt würde, dass die Stadt ihr Engagement würdigt. Es könnte auch als Magnet dienen, der nicht nur Schriftsteller der Region anzieht, sondern auch überregionale Strahlkraft entwickelt.

Ein Literaturhaus bereichert die kulturelle Szene. Es bietet den Raum für die Beschäftigung mit und Dokumentation der städtischen Literaturgeschichte. Es schafft eine Plattform für die heute Literatur produzierenden: Autoren, Verlage, Veranstalter. Und hier könnten sich subkulturelle Bewegungen an etablierten reiben – im doppelten Wortsinn.

von Leonard Keidel



Die Authentizitätsbombe

Herta Müller: Bekennerin und Gesamtkunstwerk

MAIUS MALUM

Interessant fand ich vor allem, wie man sie bzw. sie sich inszeniert hat, als sie hier in Heidelberg war: Herr Kiesel hat ja am Anfang die *Fleurs du Mal* ins Spiel gebracht. Nicht weil Herta Müller und Baudelaire irgendetwas gemein hätten, sondern gerade um sie zu kontrastieren. Speziell hat er auf das Gedicht *Les petites vieilles* hingewiesen. Zwar hat er sich nicht lange bei der Interpretation aufgehalten, aber es spricht von der Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit, die *uns allen* im Alter blüht. Und eben das – glaube ich – sollte uns vermittelt werden: Das Malum, von dem dann Herta Müller gesprochen hat, war eben *nicht* unser aller Malum, sondern nur *ihres*. Wir, die wir geschützt in der Wohlstandsblase Mitteleuropa leben, gehen zu Veranstaltungen wie dieser, sind allesamt – und das meint: Herr Kiesel, Frau Reents sowie jeder einzelne von uns Zuschauern – Kulturflaneure, *culture vultures*, wie man im Englischen wenig schmeichelhaft sagt: Immer auf der Suche nach Überhöhung und Ausschmückung der Normalität, die wir bis zum Überdruß kennen. Kleine Baudelaires, die den Alexandriner nicht mehr beherrschen. Und siehe, da kommt zu uns – ein Engel im schwarzen Damenkostüm – diese Frau, die durchgemacht hat, was Herr Kiesel dann zum Schluss wie in Großbuchstaben aufgezählt hat: Unterdrückung, Verfolgung, Bespitzelung, Verleumdung, Verrat etc. pp. (den Rest habe ich vergessen). Wenn je ein Interpret Sprachrohr eines Autors war, dann Herr Kiesel an diesem Abend für Frau Müller: ECHT, ECHT, ECHT ist sie und alles, was sie uns erzählt ...

SCHNEESPUREN DER LAGERLITERATUR

Das ist besonders auffällig bei *Atemschaukel*: Ein Buch, das ausnahmsweise nicht um ihr eigenes Malum kreist, sondern um das von Oskar Pastior, ihrem langjährigen Freund, der wie sie aus Rumänien stammte und bereits in den 60er Jahren nach Deutschland ins Exil gegangen ist. Er war in der Ukraine in einem sowjetischen Straflager interniert. Und nun wird uns erzählt: Er hat ihr berichtet, sie hat aufgeschrieben. Daher stellte sich mir während des ganzen Abends die Frage nach Wahrheitsgehalt und Fiktionalität, die aber viel eher verkompliziert als geklärt wurde. Mit diesem Buch möchte sie sich in eine Reihe stellen mit der ganzen osteuropäischen Gulag- bzw. Lagerliteratur des zwanzigsten Jahrhunderts. Das gelingt ihr nur um den Preis eines Verwirrspiels mit dem Leser. Jetzt könnte man natürlich sagen: Es handelt sich hier eben weder um eine Biographie noch um eine Dokumentation und insofern ist es doch kein Problem, Faktizität und Fiktionalität bis zur Unkenntlichkeit zu vermischen. Aber uns wird doch unausgesetzt Verlässlichkeit suggeriert, da Pastior ja Augenzeuge war oder mehr noch: alles am eigenen Leib erfahren hat.

»Ein Augenzeuge wiegt schwerer als zehn vom Hörensagen.« Sie selbst hat hier zwar gerade keinen Augenzeugenstatus, war aber doch einen Schritt näher dran als wir, denn sie hat es von Pastior selbst und fungiert gleichsam als dessen Mundstück: die gute Frau ist uns jederzeit um mindestens einen Zug voraus.

Aber es schmückt gar nicht Oskar Pastior das Cover der deutschen Ausgabe von *Atemschaukel*, sondern Boris Sweschnikow, ein russischer Maler und Illustrator, der selbst einige Jahre in einem Lager war und der viele Bilder aus dem vor allem winterlichen Lageralltag gemalt hat. Und so schließt sich natürlich der Kreis: Denn Herta Müller erzählt uns ja, dass sie bei ihrer Recherche zur Stätte des ehemaligen Lagers in der Ukraine zum ersten Mal erfahren hat, was Schnee wirklich ist. Was ja impliziert, dass wir alle *nicht* wissen, was echter Schnee ist, Lagerschnee – wir glücklichen Mitteleuropäer. Und dabei bin ich in Sibirien aufgewachsen ...

SEUFZ

Bei ihrem Auftritt erzählte sie Frau Reents – die mitfühlend nickte – die Geschichte, die sie schon dem Publikum ihrer Nobelpreisrede vorgetragen hatte: Wie die *Securitate* in ihr Büro in der Fabrik kommt und sie dem Beamten sagt, sie könne gar nicht kollaborieren, da ihr Charakter ihr eine solche Falschheit nicht erlaube. Die arme Frau Reents, die doch den Inhalt der Rede bestimmt kannte, den sie da teilweise wörtlich wiedererzählt bekam, und von der die Dramaturgie verlangte, dass sie so tat, als würde hier Opa vom Krieg erzählen. In gewisser Weise spielten sie das Verhältnis von Pastior und Herta Müller nach, mit Frau Reents in der Rolle der Herta Müller. Und dann folgt dieser Satz, den sie auch schon in ihrer Nobelpreisrede von sich gab. Der Scherz der *Securitate* kommt also in ihr Büro und versucht, sie als Spitzel zu werben. Sie hält stand und er muss sich schließlich »geschlagen« geben.. Und da tut er folgendes: »... er seufzte tief und ... warf die Blumen vase an die Wand.« Muss einem das nicht aufstoßen? Er seufzt – Ausdruck der Ergebenheit, des Sich-Abfindens mit etwas, das nun mal nicht zu ändern ist – und schmeißt im selben Atem eine Vase an die Wand, was doch im Gegenteil Auflehnung, Trotz, Rebellion bedeutet.

Menschen waren immer schon widersprüchlich ...

Gewiss, nur hat man hier viel eher den Eindruck, dass ihr selbst der Widerspruch, den ihre eigene Sprache da erzeugt, gar nicht auffällt. Dabei hat sie diesen Satz ja nicht nur in ihrer Nobelpreisrede so gesagt, sondern genauso vor uns und auf wer weiß wie vielen dergleichen Veranstaltungen noch. Das ist übrigens, glaube ich, so ein Moment, in dem ihr Augenzeugenstatus, den sie uns so vehement unter die Nase reibt, und ihr daraus resultierender Authentizitätsbonus ihrem Text gewissermaßen zu Hilfe kommt. Wir waren ja alle nicht dabei. Man hat schon Pferde kotzen sehen: Vielleicht hat man auch schon Apparatschiks der *Securitate* seufzen und dann eine Vase an die Wand werfen sehen. Diese Durchdringung von Text und Autorbiographie ist ganz typisch für das Phänomen Herta Müller. In diesem Sinne könnte man sie tatsächlich ein Gesamtkunstwerk nennen: Werk und Biographie stützen sich gegenseitig, eines strahlt im Lichte des anderen. So wie ihr Held Oskar Pastior im Glanze ihrer weißen Weste reinge-

waschen wird von jedem Zweifel an seiner Person, den man aufgrund seiner Verstrickung in das Spitzelsystem der *Securitate* haben könnte. Er war nur ein »harmloser Spitzel«, erzählt sie uns, so habe es sich aus der Durchsicht der einschlägigen Akten ergeben. Und nur jemand, dessen Charakter ihm selbst überhaupt nicht gestattet, für die *Securitate* zu spitzeln, kann mit seiner eigenen Integrität für die Harmlosigkeit eines Spitzels bürgen.

HERTA MÜLLER SUPERSTAR

Sie schmückt also Pastiors Erlebnisse aus – in einer furchtbar blumigen und kitschigen Sprache. Und gerade dadurch geht doch sein Augenzeugenstatus verloren. Zumindest spricht er hier nicht als Augenzeuge, sondern in der Stimme, die Herta Müller ihm verleiht. Gewollt oder ungewollt nimmt sie Pastiors Berichten so die Legitimation, übertüncht das aber, indem sie so aggressiv ihre eigene Redlichkeit und Integrität inszeniert. Das ganze Phänomen Herta Müller lebt doch nur von dieser Inszenierung. Ihre Eindimensionalität stört sie nicht einmal: Sie reduziert sich selbst auf das Opfer der totalitären Herrschaft. Und das macht sie so gekonnt, dass die Leute jedes ihrer Worte auflecken wie warme Milch. Und dass ihre Bücher weggehen wie warme Semmeln.

Man kannte schon in der Antike die Figur des *poeta vates*, des Dichters als einer Art epiphanischen Mediums zwischen Göttern und Sterblichen. Und irgendwie bedient auch sie noch dieses alte Motiv. Nur, dass hier durch den Dichter nicht mehr das Göttliche spricht – damit gewinnt man heutzutage keinen Blumentopf mehr, geschweige denn den Nobelpreis – sondern die grausige Faktizität des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie macht uns die Botin aus der dunklen Vergangenheit Osteuropas, von deren Grauen uns Friedenszeitlingen und Glückskindern der Geschichte nur ein wohliges Schauern übriggeblieben ist. Und das macht sie gut. Nur gute Literatur schreibt sie nicht.

von Natalia Lakman & Jakob Brüssermann

Herta Müllers Nobelpreisrede ist nachzulesen unter:

http://www.nobelprize.org/nobel_prizes/literature/laureates/2009/muller-lecture_ty.html

* Allen Fans von Herta Müller versprechen die Autoren hiermit, niemals wieder eine Zeile über sie zu schreiben, noch überhaupt ein Buch von ihr in die Hand zu nehmen.

Das Lied von Liebe, Wahnsinn und Tod.

Woyzeck und Waits im Mannheimer Nationaltheater

Überall in Deutschland gedenkt man dieses Jahr des revolutionären Dichters und Dramatikers Georg Büchner, dessen Geburtstag sich am 17. Oktober 2013 zum zweihundertsten Mal jährt. Auch das Nationaltheater Mannheim leistete seinen Beitrag zu den Feierlichkeiten und präsentierte dem Publikum vor kurzem eine neue Inszenierung des erst nach dem Tode des Autors veröffentlichten Dramenfragments *Woyzeck*. Der US-amerikanische Regisseur und Künstler Robert Wilson sowie der Musiker Tom Waits und dessen Ehefrau Kathleen Brennan wirkten an der Aufführung mit. 2002 erschien das Album *Blood Money* von Tom Waits, das er für die *Woyzeck*-Aufführung von Robert Wilson am *Betty Nansen Theater* in Kopenhagen zwei Jahre zuvor geschrieben hatte.

Die sehr düsteren und gleichzeitig melancholischen Lieder dieses Albums sind eine perfekte Ergänzung zum Dramenfragment, auch wenn zwischen der Entstehung der beiden Werke weit mehr als hundert Jahre liegen. Tom Waits' raue Stimme ist sehr eigen und markant: Zunächst ist schwer vorstellbar, dass ein anderer Künstler nur annähernd all das wiedergeben könne, was ihr Klang alleine schafft. Und gerade das verblüfft den Zuschauer der Mannheimer Aufführung, denn bereits beim ersten Lied wird deutlich, dass Joe Völker, der musikalische Leiter, eine Imitation überhaupt nicht als seine Aufgabe sieht. Wichtiger ist für ihn, die von Waits auf dem Album geschaffene Atmosphäre live auf die Bühne zu übertragen. Und so entsteht gleich zu Beginn eine musikalische Symbiose von Düsterei und Romantik, die dem Original von Waits in nichts nachsteht und im Laufe des Abends zum Leitmotiv des Stückes wird.

Auch wenn viel gesungen und sogar getanzt wird, hat diese Inszenierung nichts von einem Musical. Nur die Kostüme, die vermutlich zeitlos wirken sollten, haben leider einen pathetisch-glitzrigen Karnevalshauch, den aber glücklicherweise die durchweg guten Leistungen der Schauspieler wettmachen. *Woyzeck*, der von Sascha Tuxhorn verkörpert wird, ist ein melancholischer, sanfter und verliebter Held. Er verkauft seinen Körper dem grausamen Arzt, damit dieser mit ihm – einer Laborratte ähnlich – seine medizinischen Experimente durchführen kann. Der Soldat *Woyzeck* ist auf dieses Geld angewiesen, weil er sich um sein Kind kümmern muss, das er mit der ebenso mittellosen Marie zusammen hat. Interessant ist, dass Dascha Trautweins Marie auf der Bühne in der Beziehung mit *Woyzeck* selbst wie ein kleines Kind wirkt. Bei den Treffen mit dem Tambourmajoren jedoch verwandelt sie sich blitzschnell in eine leidenschaftliche, erwachsene Frau, die ihre Verführungskünste gerne zur Schau stellt und benutzt.



Illustration: Irina Martyshkova

Vom Arzt drangsaliert und von seiner Geliebten verraten, muss Franz *Woyzeck* doch weiter seinem Beruf nachgehen. Der Arzt ist allerdings nicht sein einziger Peiniger. Viel erdrückender und ekelhafter erscheint in dieser Inszenierung der Hauptmann, der vom Regisseur Georg Schmedleitner zu einer Art männlicher Domina stilisiert wurde. Leider hat man es da nicht bei der Bekleidung belassen: Mehrmals wird der müde *Woyzeck* von ihm begripscht, ausgepeitscht und auf grausame Art und Weise mit einer Pistole erniedrigt. Bei aller Tragik seines Schicksals bedarf es einer ausgeprägten Phantasie, um die Figur des Hauptmanns auf diese Weise zu interpretieren.

Trotz vieler Sorgen erlebt das Publikum *Woyzeck* in vielen Momenten sehr nachdenklich und ruhig. Er ist eine zarte Seele und

die unglückliche Liebe zu Marie macht ihm mehr zu schaffen als alle anderen Dinge, die in seinem Leben passieren. Dies ist es eben, was diese Mannheimer Inszenierung von anderen unterscheidet: Die etwas sonderbare Beziehung zwischen ihm und Marie wird durch Waits' anrührende Balladen in den Mittelpunkt gestellt. Das musikalische Zusammenspiel zwischen Liebe und Tod funktioniert hier hervorragend. Eine andere wichtige Frage, die der Regisseur an diesem Abend den Zuschauern mitgibt, ist die, welche der Figuren nun eigentlich wahnsinnig seien. Auf keinen Fall ist es Woyzeck allein. Alle Figuren, die diese melancholisch-düstere Waits-Büchner-Welt bewohnen, sind es auf ihre je eigene Art und Weise – der perverse, gewalttätige Hauptmann, der blutrünstige Arzt und selbst die kindliche Marie, die nicht weiß, was sie mit Woyzecks Liebe anfangen soll. Doch Woyzeck weiß es, er weiß außerdem, wie er seine Liebe Marie gegenüber

am besten beweisen kann. Dazu braucht er nur ein Messer. Sein Mord an Marie wirkt an diesem Abend wie ihr letzter Liebesakt.

Es ist klar, dass nicht die bunten Karnevalskostüme und die Musik dieses Drama zeitlos machen. Es ist auch kein sozialkritisches Werk, obwohl der Protagonist sehr arm ist und von allen Seiten ausgebeutet wird. Tom Waits sagte in einem Interview, dass die im Stück präsentierten Themen zeitlos seien und unabhängig vom Zeitalter alle Menschen angehen: Liebe, Elternschaft, Obsession, Wahnsinn. Daher lohne es sich immer wieder, dieses Stück neu zu inszenieren. Die Aufführung in Mannheim ist ein sehr gelungenes Beispiel dafür.

von Natalia Lakman

Gedanken ...



... über den Süden, mit dem Süden, Grenzen überschreitend, unkonventionell, medienkritisch ... *Aires del Sur – Reflexionar sin fronteras* (Winde des Südens – grenzenlose Reflexion) vereinigt all das.

Die junge, multikulturelle Hochschulgruppe beschäftigt sich vor allem mit der spanisch- und portugiesischsprachigen Welt. Aktuelle politische, wirtschaftliche und kulturelle Fragen stehen im Vordergrund. Expertenvorträge, Lesungen, Filmvorführungen und Diskussionen bieten Raum für die kritische Auseinandersetzung.

Als Einstieg in die Problematik der lateinamerikanischen Identität zeigte die Studenteninitiative eine Dokumentation über die erfolgreiche puertoricanische Reggaetonband *Calle 13*, die sich auch politisch für ihren Kontinent engagiert. Der bekannte spanische Übersetzer von *Max und Moritz*, Victor Canicio, befasste sich in einem Vortrag mit sprachspezifischen kulturellen Unterschieden.

Im Rahmen des *Festival Latino* veranstaltete *Aires del Sur* außerdem ein Kolloquium, das die Macht der privaten Medien im spanischsprachigen Raum zeigte. Gleichzeitig bietet *Aires del Sur* Raum zum grenzenlosen Nachdenken in entspannter Atmosphäre bei gemeinsamen Abendessen und Partys. Die nächste Feier, die zusammen mit der Fachschaft Romanistik veranstaltet wird, findet am 22. Juni im *Häll* statt. Ihr seid alle herzlich eingeladen!

von Jana Murrmann, Vladimir Condori, Marc Frick und Anna Schächtele

Weitere Infos zu *Aires del Sur* findet ihr unter:
airessur.blogspot.com

IMPRESSUM ... der UNiMUT

Zeitschrift [an] der Uni Heidelberg, Ausgabe 3/2013. Nr. 220 vom 27. Juni 2013. Redaktion: Gregor Babelotzky, Leonard Keidel, Janina Reibold, Jakob Brüssermann, Natalia Lakman, Julius Neugebauer. Auflage 3000. Unidruckerei. Für namentlich gekennzeichnete Beiträge ist der/die VerfasserIn verantwortlich. Unterstützt von der Fachschaftskonferenz, Albert-Überle-Str. 3-5, 69117 Heidelberg. e-mail: unimut@posteo.de.

Alle Ausgaben auch unter: www.uni-heidelberg.de/unimut

Bilder:

S. 8: RNZ 15.12.1969 (Universitätsarchiv Heidelberg Zalla 20-2-4)
S. 9: »radikalenerlaß« von Klaus Staeck
S. 10: Foto: AP
S. 11: Universitätsarchiv Heidelberg FB50(1)
S. 12/13 <http://pixabay.com/de/papier-offen-buch-lesen-leere-46356/>
S. 20: [www.pixelio.de/Rainer Sturm](http://www.pixelio.de/Rainer%20Sturm)
S. 22: Foto: Schwarzweiss

Kino adé – zur Situation der Lichtspielhäuser in Heidelberg.

Betrachtet man die deutsche Kinolandschaft, so bietet sich ein eintöniges Bild. Beinahe überall dasselbe: Ein großes Multiplexkino mit zehn Sälen, das zu einer großen Kette (Cinestar, Cinemaxx und co) gehört, mit etwas Glück dann noch ein kleines Programmkino, das chronisch ums Überleben kämpft. Heidelberg war bisher eine Ausnahme: drei Programmkinos (Gloria, Kamera und Karlstorkino), Mainstreamfilme werden im Lux-Harmonie angeboten. So etwas ist heute äußerst ungewöhnlich: ein zu keiner Großkette gehöriges, komplett unabhängiges Mainstreamkino.

Doch damit ist nun Schluss. Das Lux-Harmonie muss endgültig schließen. Spätestens Ende des Jahres gehen in den sechs Kinosälen für immer die Lichter an. Die Schuld dafür sehen viele in dem neuen Multiplexkino, das in der Bahnstadt gebaut werden soll und vom selben Betreiber sein wird wie das Luxor Kinocenter in Wiesloch. Doch der Grund für das Aus des Altstadtkinos ist keinesfalls der neue große Filmpalast, sondern dass der Pachtvertrag ausläuft und die Stadt anstelle des Kinos lieber ein Bekleidungsgeschäft sieht. Zur Debatte steht aber auch die Einrichtung eines Literaturhauses (siehe S. 15).

Wirtschaftlich steht es um das Kino eigentlich nicht schlecht, viel besser als erwartet. Die 15 000 Besucher im Monat reichen aus, um schwarze Zahlen zu schreiben, auch wenn es mal mehr, mal weniger gut läuft. März und April etwa seien schwache Monate gewesen, dies gälte aber für die Kinolandschaft allgemein, berichten die Mitarbeiter. Wichtig für das Kino sei in letzter Zeit vor allem der neue Bond gewesen, sonst gäbe es eben immer Filme, die gut und welche die weniger gut liefen.

Digital kills the analog star

Damit wird sich Heidelberg wohl bald in der Situation befinden, kein Mainstreamkino zu haben, da der »Luxor-

Filmpalast« zu dem Zeitpunkt, zu dem das Lux schließen muss, wohl noch nicht fertig sein wird. Zumal das Jahresende als Termin für die Schließung sehr optimistisch geschätzt ist. Das Kino steht nämlich vor einem Problem, das die Kinos deutschlandweit betrifft: die Umstellung von Analog auf Digital. Es gibt immer weniger analoge Filmkopien, einige Filme erscheinen gar nicht mehr in diesem Format. Marktführer Cinestar hat angekündigt, bald komplett auf digital umzusteigen. Das würde ein früheres Aus für das Lux bedeuten, da es somit beinahe unmöglich würde, an analoge Filmkopien zu kommen.

Die Digitalisierung ist ein Trend in der Kinolandschaft, der sich bereits fast komplett durchgesetzt hat. Für den Verleiher und Produzenten deutlich günstiger, bereitet er den Kinos erhebliche Probleme: Eine Umstellung von Analog zu Digital kostet ca. 100 000 Euro pro Leinwand. Das wären im Lux dann 600 000 Euro. Dass sich diese Investition nicht mehr lohnt, wenn Ende des Jahres sowieso Schluss ist, erscheint logisch.

Qualitativ gibt es keine Unterschiede zwischen den Formaten. Zwar ist das Bild bei analogen Filmen theoretisch besser, dies gilt aber nur beim direkten Vergleich zwischen einem neuen analogen und einem neuen digitalen Projektor. Da die analogen Projektoren mittlerweile jedoch alt sind, ist – zumindest für den Laien – kein Unterschied zu erkennen. Das Lux-Harmonie reiht sich so ein in eine ganze Reihe kleiner, unabhängiger Kinos, die in den letzten Jahren schließen mussten. Sowohl die großen Kinokomplexe als eben auch die zunehmende Digitalisierung üben deutschlandweit großen Druck aus. Dies wird auch in Heidelberg mehr als deutlich. Erst 2010 wurde das Schlosskino in der Hauptstraße geschlossen. Nur wenig später, 2011, war für das »Studio Europa« ebenfalls Schluss. Auch Heidelberg – einst die Stadt mit den meisten Kinobesuchern pro Einwohner deutschlandweit – ist also vor dem Trend des Kinosterbens nicht gefeit.

von Julius Neugebauer



schwarz weiss

schwarz weiss

Körper

Körper, der; -s, - [von lat. corpus = Fleisch, Leib, Wesen, Gesamtheit] 1. Organismus eines Lebewesens, die Gesamtheit seiner Gestalt, Syn. Leib; 2. festes Objekt, das sichtbar, tastbar und räumlich begrenzt ist, Syn. Ding, Gegenstand; in symbolischer Bedeutung auf Kollektive anwendbar.

Wo Menschen sind, sind Körper. Sie spielen immer schon eine wichtige Rolle in verschiedenen Diskursen und Wissensbereichen. Während die Naturwissenschaften sich mit Beschaffenheit und Funktionsweise des menschlichen Körpers beschäftigen, setzt sich die philosophische Richtung der Phänomenologie mit dem Körper als Ursprung von Erkenntnis und den Sinnen als Organen der Wahrnehmung auseinander. Seit einiger Zeit hat der Begriff auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften in einem Maße Konjunktur, dass sogar von einem Body Turn seit den 1980er Jahren die Rede ist, durch den der Körper in seiner gesellschaftlichen und kulturellen Dimension ins Zentrum wissenschaftlichen Fragens gerückt ist.

Der Körper stellt eine Schnittstelle zwischen ›Natur‹ und ›Kultur‹ dar, in ihm kreuzen sich die Bereiche des Biologischen und des Sozialen. Dabei verschwinden die Grenzen von ›künstlich‹ und ›natürlich‹ zunehmend, sei es durch medizinische Entwicklungen, die die Veränderbarkeit von Körpern und deren Reproduzierbarkeit erweitern, sei es durch technische Prozesse und den Wandel unserer Lebenswelt, die z.B. eine Erweiterung des Körpers im digitalen Raum mit sich bringen. Das Konzept des Cyborgs schließlich verspricht eine post-humane Vision des Körpers als Vereinigung von Maschine und Organismus.

Der Diskurs über den Körper ist in der abendländischen Tradition der griechischen Antike und des Christentums lange Zeit geprägt von einem Menschenbild, das den Menschen in die zwei als entgegengesetzt gedachten Komponenten von Körper und Geist (bzw. Seele) teilt. Mit dieser Zweiteilung einher geht eine Abstufung, die den materiellen, ›fleischlichen‹ Teil der menschlichen Existenz der immateriellen, über das körperliche hinausgehenden Komponente unterordnet. Obwohl sich seit der Aufklärung zunehmend die Sichtweise einer Verschränkung von Körper und Geist im Sinne einer nicht-teilbaren Einheit durchgesetzt hat, bleibt die Vorstellung der Polarität von Emotionen, Körperbedürfnissen und -funktionen einerseits, und Vernunft und Verstand andererseits präsent. Sie manifestiert sich in der Geschichte der Disziplinierung des Körpers, der Tabuisierung körperlicher Handlungen

und der zunehmenden Körper- und Affektkontrolle, die ihren Höhepunkt mit dem Aufstieg des Bürgertums im 18. und 19. Jahrhundert finden. In diesem von Norbert Elias als ›Zivilisationsprozess‹ bezeichneten Vorgang der kulturellen Konditionierung des Körpers werden Normen und Wertvorstellungen in körperlichen Selbstzwängen wirksam, als ›Einverleibung‹ kultureller Schemata in Form von körperlichen Gewohnheiten und Körperformen.

Der menschliche Körper wird heute als soziales Konstrukt angesehen. Wie wir ihn wahrnehmen, was wir über ihn wissen und was wir an ihm schön oder hässlich finden ist somit nicht nur individueller Geschmack, sondern auch Ausdruck gesellschaftlich anerkannter Wert- und Normvorstellungen. Schönheitsideale und die damit verbundenen Körperbilder sind also nicht mehr nur (oberflächliche) Privatangelegenheit. Sie werden geprägt von politischen und wirtschaftlichen Machtstrukturen. Der moderne Nationalstaat ist seit seiner Entstehung an der Steuerung der Bevölkerungsentwicklung und der Kontrolle der Körper seiner Bürger_innen interessiert. So wird es möglich, abstrakte politische Ideale und Zielvorstellungen von der Ebene der Rationalität auf die der Gefühle und der Sinnlichkeit auszudehnen. Michel Foucault prägte hierfür den Begriff ›Biopolitik‹. Die individuelle Wahrnehmung des Körpers und die Arbeit, die man in ihn investiert, sind nicht ohne die dahinter liegenden biopolitischen Interessen zu verstehen.

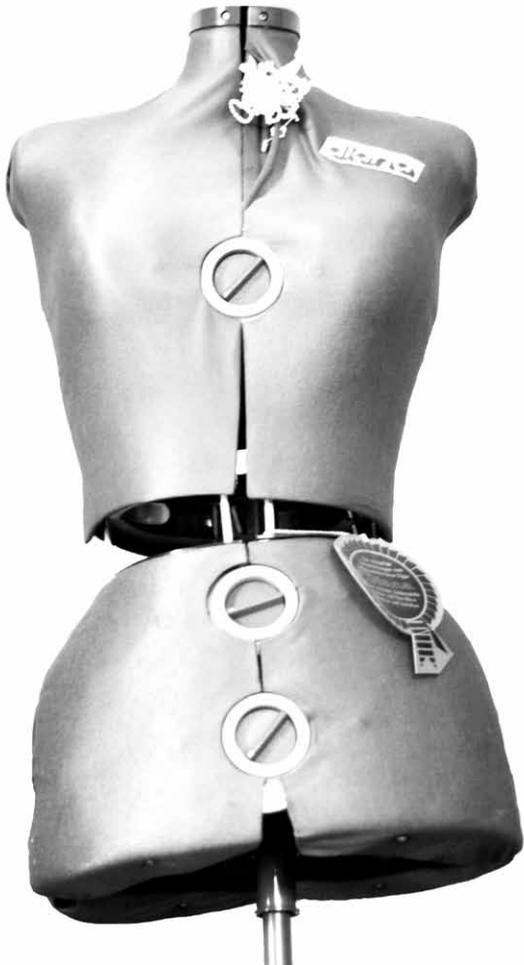
Wie gesellschaftliche, politische oder ökonomische Systeme und Diskurse Körperbilder hervorbringen und formen, zeigt sich z.B. darin, was als ›behindert‹ oder ›normal‹, was als ›weiblich‹ oder ›männlich‹ gilt. Machtstrukturen, seien sie klassen- oder geschlechtsspezifisch, durch angebliche rassische Unterschiede begründet, oder anderer Natur, schreiben sich so in den Körper ein. Die durch diese Strukturen und Diskurse geformten Körper wiederum reproduzieren diese Machtverhältnisse, und verleihen ihnen den Anschein des natürlich Gegebenen. Durch diese Naturalisierung werden die historischen, kulturellen und sozialen Bedingungen von Körperdiskursen ausgeblendet.

Durch die beschriebenen Mechanismen wird der Körper zentraler Gegenstand von Rassismus, Sexismus, Homophobie, Transphobie, von Lookismus und Bodyismus, denn all diese Merkmale, anhand derer einzelne diskriminiert, und andere privilegiert werden, sind Teil der körperlichen Erscheinung.

von Corinna Assmann, Jan Diebold, Friederike Faust

Mein Haus, mein Auto, mein Körper

Der disziplinierte Körper zwischen Neoliberalismus,
Schönheitsidealen und Fitnessstudio.



Ich habe Rücken und Knie. Und wie viele Büroheld_innen unserer Zeit überwinde auch ich schließlich meine Bedenken und wage den Schritt hinein in die Welt der Schönen, Fitten und Glücklichen – jedenfalls versprechen mir dies die Werbeschilder in meinem neuen Fitnessstudio. An der Bar sitzt ein junger Mann und trinkt etwas, das mich an die Vanillemilch aus Grundschulzeiten erinnert. Aha, ein Eiweißshake! Wofür mensch so was braucht? Der Muskel-Mann erklärt: »Um die Muskeln mit Eiweiß zu versorgen. Und Frauen trinken das, wenn sie weniger essen und trotzdem satt werden wollen.« Warum ich weniger essen sollte, verrät mir auch sogleich ein sogenanntes Sommer-Spezial-Angebot: um mich »in Form zu bringen«.

Die Bloggerin Nicole von Horst schreibt: »Ich habe bereits eine Form. Ich falle nicht auseinander.« und führt uns damit auf wunderbar einfache Art und Weise vor Augen, wie leicht wir uns von gesellschaftlichen Idealvorstellungen in die Irre führen lassen. Denn mal ehrlich, wir haben sofort die ersehnte Form vor Augen, wir wissen, welche Körperform als erstrebenswert gilt und Anerkennung erhält – und welche nicht. Wie wir Körper wahrnehmen, was wir über sie wissen und was wir an ihnen schön oder häss-

lich finden, ist nicht individueller Geschmack, sondern zu großen Teilen Ausdruck der gesellschaftlich anerkannten Wert- und Normvorstellungen. Diese gesellschaftlichen Normen schreien mich aber nicht nur von Werbeplakaten an, sondern erreichen mich auch durch die prüfenden Blicke anderer Frauen und Männer – und werden auch von mir nur allzu oft unkritisch weitergegeben. Bodyismus nennt sich dieses Phänomen: Wir bewerten uns und andere Menschen anhand der äußeren Erscheinung, und schließen aus dem Erscheinungsbild auf Charaktereigenschaften – fleißig und diszipliniert oder im Gegenteil eher faul und inkompetent – und lassen diese Bewertungen meist unbewusst unser Verhalten beeinflussen. Dies führt bis hin zur strukturellen Diskriminierung derjenigen, die nicht an die Norm heranreichen oder ihr nacheifern und zur Privilegierung derjenigen, die sie erfüllen.

Gerade in den letzten Jahrzehnten ist das Körperideal eine enge Symbiose mit marktwirtschaftlichen Interessen und der neoliberalen Ideologie eingegangen: Nur in einem jungen sportlichen und disziplinierten Körper steckt auch ein leistungsstarker, disziplinierter Geist und ein Individuum, das sich kreativ und flexibel den Gegebenheiten des Marktes anzupassen vermag. Auch hier geht es nicht nur darum, beruflichen Erfolg zu haben, sondern ihn zu verkörpern. Aus einer Geschlechterperspektive betrachtet, erhält die gegenwärtige Körpernormierung noch eine weitere Dimension. Es ist kein Zufall, dass gerade in den 1960er und 70er Jahren, als immer mehr Frauen den Arbeitsmarkt und andere öffentliche Bereiche des Lebens eroberten, das Ideal des Magermodells entstand. Mit zunehmender politischer, familiärer und ökonomischer Unabhängigkeit nahm auch die Regulierung und Normierung des weiblichen Körpers zu. So ist es fast schon absurd, dass frau inzwischen offiziell zu allen gesellschaftlichen Räumen die gleichen Zugangsrechte besitzt, jedoch einmal dort angekommen, möglichst wenig Platz einnehmen darf – »Bauch einziehen, Mädels!«.

Ich fand mich eigentlich schön – bis zu jenem Moment als ich das Fitnessstudio betrat. So wie mir geht es gefühlt 99,5 Prozent der Bevölkerung: Schließlich werden uns Ideale vorgehalten, die die meisten Menschen gar nicht erreichen können. Sollen sie ja auch gar nicht! Denn wenn Schönheitsideale erreichbar wären, würde die Industrie irgendwann nichts mehr verkaufen. Aber anstatt einfach die Norm zu hinterfragen, stellen wir uns tagtäglich selbst infrage. Wir verbringen unsere Zeit mit Sport, Shoppen oder beim Friseur, anstatt die Weltherrschaft zu erringen. Wie bescheuert ist das eigentlich? Ich finde mich wieder schön.

von Friederike Faust

www.schwarzweiss-hd.de

Termine

- Bis 26. Juli *Akademische Mittagspause*, jeden Tag um 12:30 Uhr bis 13:00 Uhr, Kurzvorträge der Neuphilologischen Fakultät, Peterskirche, Plöck 70.
- 13. bis 30. Juni, 9. Festival des deutschen Films, Ludwigs-hafen.
- Donnerstag, 20.06, Sonntag, 23.06, Dienstag, 25.06, Don-nerstag, 27.06, Freitag, 28.06 jeweils 20:00 Uhr, Erich Kästners *Die Schule der Diktatoren* von der Theatergrup-
pe *Vogelfrei* des Germanistischen Seminars, Karlstra-
ße 2, (Samstag, 22.06, Am Wolfsbrunnen). Ausweichter-
min bei Regen, Sonntag, 30.06 jeweils 20:00 Uhr.
- Samstag, 22. Juni, *A Good Death* von der Theatergruppe
des Anglistischen Seminars, 19.30 Uhr, Theater im Ro-
manischen Keller.
- 21. bis 29. Juni, 17. Internationale Schillertage, National-
theater Mannheim.
- Samstag, 22. Juni, Interkulturelles Fest auf dem Univer-
sitätsplatz: Rex Osa – *Resumee zum Flüchtlingstribunal
in Berlin*.
- Sonntag, 23. Juni, 14 Uhr, Führung durch die Ausstel-
lung »Der NS-Völkermord an den Sinti und Roma«, Do-
kumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und
Roma, Bremeneckgasse 2.
- Sonntag, 23. Juni, 18 Uhr, Antifaschistische Stadtfüh-
rung, Universitätsplatz.
- Montag, 24. Juni, 16 Uhr, Straßen-Theateraktion zur Re-
sidenzpflicht, Anatomiegarten vor dem Psychologischen
Insitut.
- 24. bis 28. Juni, 4. Filmfestival der Generationen, Karls-
torkino.
- Dienstag, 25. Juni, 20 Uhr, Vortrag von Walter Schlecht:
*Sammelabschiebungen vom Flughafen Karlsruhe Baden-
Baden (Baden-Airpark) und die Rolle des Regierungsprä-
sidiums Karlsruhe*, Neue Uni HS 4a.
- Mittwoch, 26. Juni, 19.00 Uhr, Lesung des Lyrikers Jo-
chen Winter, Institut für Deutsch als Fremdsprachenphi-
lologie, Raum 10, Plöck 55.
- Donnerstag, 27. Juni, 20.00 Uhr, Vortrag, *Sekundärer An-
tisemitismus – Ein Erklärungsansatz für Antisemitismus
in der Linken?*, Neue Uni.
- Freitag, 28. Juni, 18 Uhr, Vortrag von Arne Ruppach:
Leben der Flüchtlinge in Heidelberg, Neue Uni HS 2.
- Dienstag, 2. Juli, Uni-Wahlen.
- Donnerstag, 4. Juli, 19:30, Poetry Slam WORD UP! U20
Open Air Poetry Slam, DAI.
- Freitag, 5. Juli, 20.00 Uhr, Prof. Dr. phil. Horst-Jürgen
Gerigk, *Liebe – Krankheit – Tod: Perspektiven der End-
lichkeit und Leiblichkeit bei Thomas Mann und Philip
Roth*, Psychiatrische Universitätsklinik.
- Mittwoch, 10. Juli, ab 20:00 Uhr, Bier bei Bernd, mit
freundlicher Unterstützung von MLP, Rektorat, Alte
Universität, Heidelberg.
- Donnerstag, 18. Juli, 19:30, Book Club, *Memories of A
Survivor* by Doris Lessing, DAI.
- 20. und 21. Juli, 7. Heidelberger Theatermarathon.
- Sonntag, 28. Juli, 18:00 Uhr, Carl Orff: *Carmina Burana*,
Orchester und Großer Chor, Stadthalle Heidelberg.
- Noch bis zum 15. September »*Macht des Glaubens*« Ju-
biläumsausstellung 450 Jahre Heidelberger Katechismus,
Kurpfälzisches Museum, Heidelberg.

Schreib doch mal.

Wir suchen immer Illustratoren & Autoren, die etwas zu sagen haben, sei es über Themen der Gesellschaft und Politik, lokal und in aller Welt, über das Studieren in Heidelberg oder über Hochschulpolitik. Aber auch literarische Beiträge, Artikel und Rezensionen über Lite-
ratur, Kunst, Philosophie, Film, Musik und Theater sind willkommen. Gerne nehmen wir auch Beiträge von
Arbeitskreisen und studentischen Gruppen an. Meldet euch per E-Mail oder kommt einfach zu unseren Tref-
fen.

Offene Redaktionssitzungen im *Orange*
(Ingrimstraße 26a):

- ☞ Montag, 24. Juni, 18 Uhr
- ☞ Montag, 8. Juli, 18 Uhr
- ☞ Montag, 22. Juli, 18 Uhr
- ☞ Montag, 19. August, 18 Uhr
- ☞ Montag, 16. September, 18 Uhr
- ☞ Montag, 30. September, 18 Uhr

Nächster Redaktionsschluss: 5. Oktober 2013

unimut@posteo.de

www.uni-heidelberg.de/unimut

Eine Minute für

. . . die Lust am Verbotenen

»So gereichte es mir eine Zeitlang zu nicht geringer Qual, daß ich eine krankhafte Versuchung emp-
fand, Gott derbe Spottnamen, selbst Schimpfworte
anzuhängen, wie ich sie etwa auf der Straße ge-
hört hatte. Mit einer Art behaglicher und mutwillig
zutraulicher Stimmung begann immer diese Ver-
suchung, bis ich nach langem Kampfe nicht mehr
widerstehen konnte und im vollen Bewusstsein der
Blasphemie eines jener Worte hastig ausstieß, mit
der unmittelbaren Versicherung, daß es nicht gel-
ten solle, und mit der Bitte um Verzeihung; dann
konnte ich nicht umhin, es noch einmal zu wieder-
holen . . .«

(Gottfried Keller, *Der grüne Heinrich*)

- S. 2-3: Zahlen & Begriffe
S. 4-6: Wirtschaft und
Wissenschaft. Kampf um
die besten Köpfe.
S. 7-10: Studentische
Protestkultur HD
S. 11: collegium Academicum
S. 12-14: artes liberales am
Kornmarkt. Buchhandel vs.
Amazon
S. 15: Literaturhaus in HD?
S. 16-17: Herta Müller Der
schwarze Engel.
S. 18-19: Tom Waits und
Woyzeck.
S. 19: Aires del Sur
S. 20: Kino in HD
S. 21-22: Body Turn.

LSA Ger-XL-BUEC 003

→ Mama zurückrufen 